

in Württemberg a. V., Stuttgart, O
Schloß Rosenstein, auf 40946

SCHWÄBISCHE HEIMAT

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1962

6



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Vertriebskennzeichen E 6197 F

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1962

13. Jahrgang

Sechstes Heft — November / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

*Titelbild: Josef Anton Feuchtmayr, Verkündigung an Maria.
Gebrannter Ton, um 1760. Württ. Landesmuseum Stuttgart*

INHALT

Weihnachten zu Hause
Von Hermann Claudius 201

Von unserem Ulmer Puppenschränk
Von Clara Mayer-Bruckmann 202

Teinacher Jahre
Von Otto Feucht 204

Schloß Warthausen bei Biberach a. d. Riß
Von Gabriele v. Koenig-Warthausen . 216

Zum 100. Todesjahr von Justinus Kerner
Von Karl Greiner 218

Rudolf Lempp zu seinem 75. Geburtstag
Von Hannes Mayer 221

In weihnachtlichen Gassen
Gedicht von Josef von Eichendorff .. 224

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei
Neresheim als heimatgeschichtliche
Quelle I
Von P. Paulus Weißenberger 225

Oberschwäbisches Brauchtum im Wechsel
der Jahreszeiten
Von Rudolf Autenrieth 229

Zum Neuen Jahr
*Gedicht von Johann Wolfgang
von Goethe* 231

Vor der Entscheidung über Hochrhein
und Bodensee
Von Wilhelm Kohlhaas 232

Buchbesprechungen 236

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 240

Beilagenhinweis

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Kohlhammer-Verlages Stuttgart, einem Teil der Auflage ein Prospekt des Verlages Schnell & Steiner München bei.

Wir bitten unsere Leser um Beachtung.

Weihnachten zu Hause

Von Hermann Claudius

Wenn der erste Schnee fiel – es ist mir gar nicht innerlich, daß kein Schnee gefallen sein könnte –, fing mein Vater vom Weihnachtsabend an zu munkeln. Er machte dabei eine geheimnisvolle Miene, als ob irgend etwas dazwischentreten könnte, und die ganze Herrlichkeit wäre aus und vorbei.

Wir vier Jungen von drei bis dreizehn Jahren wußten das schon lange und lagen richtig auf der Lauer. Und eines Abends bei der Heimkehr des Vaters ging es wirklich los. Der Vater sagte mit gut gespielter Trübseligkeit: „Kinder, es ist nichts dabei zu ändern. Der Kaiser hat es verboten. Es gibt keinen Tannenbaum.“

Der brennende Tannenbaum war recht eigentlich des Vaters Weihnachtsabend. Er saß dann stumm in seinem Stuhl zurückgelehnt mit angelegtem Kopf und sah mit weit offenen Augen in den Lichterbaum hinein, und Lächeln und Ernst wellten über sein furchiges Gesicht – ja – auch wohl eine verstohlene Träne. Er war im allerinnersten Herzen dann wieder Kind im elterlichen Pastorenhaus zu Sahms im Herzogtum Lauenburg hinter Schwarzenbeck – ja, er war allerinnerst Kindheit seines deutschen Volkes, das dem Lichterbaum um Sonnenwend gläubig entgegensah.

Und nun hatte der Kaiser ihn verboten.

Wir vier Jungen – nein, wir drei ältesten – taten, als glaubten wir es wirklich und kriegten schließlich den Vater so weit, einen Bittbrief an den Kaiser zu schreiben (es war in meines Vaters Gedanken immer noch der alte Kaiser Wilhelm I.), der Kaiser möge das Verbot zurückziehen. Danach gingen einige sonderliche Tage hin. Wir Jungen lächelten einander heimlich und ein wenig listig zu. Dann kam der Vater eines Abends triumphierend nach Hause mit der

Nachricht, der Kaiser habe es gnädigst erlaubt. Wir fragten nicht weiter nach dem kaiserlichen Briefe, um den der Vater sehr geheimnisvoll tat. Wir wußten doch nur zu gut, daß gar kein Brief gegangen und keiner gekommen war. Und auch der Vater mochte wissen, daß wir alle miteinander nur Verkappung spielten. Aber das tat der Freude keinen Abbruch. Nein, das machte sie erst.

Und dann raschelte es eines guten Abends, und wir durften durchs Schlüsselloch in die beste Stube blicken. Nur einen kurzen Augenblick, sonst würden wir blind, sagte der Vater. Ja: dann war der Baum auf einmal da, und keiner von uns hatte je gesehen, wie er in die Wohnung gekommen wäre.

Danach, am Vorabend des 24. Dezember, saßen der Vater und die Mutter allein und putzten den Baum auf.

Ich weiß mir nichts Schöneres und Seligeres aus meiner Kindheit als jene Abende vor Weihnachten, wenn wir zu Bett lagen, wach lagen und horchten, wie nebenan die Eltern saßen und den Baum herrichteten – und wenn der Vater ab und an mit der Goldpapierfahne raschelte, die oben in der Spitze des Baumes prangte, oder ganz vorsichtig eines der kleinen Silberglöckchen klingen ließ, die schon am Christbaum der Sahms' Pastorenstube geläutet hatten.

Draußen fiel der Schnee. Ja, draußen fiel der Schnee in der dunklen Nacht lautlos und feierlich. Und wenn er nicht wirklich fiel, so war es doch in unserer Einbildung so. Und wie der Schnee langsam niedersank, so sank auch eine süße, singende Müdigkeit über uns immer noch heimlich Horchenden in der stillen Schlafkammer, bis wir, Weihnachtslieder auf den Lippen und Weihnachtswünsche im Herzen, endlich selig einschliefen und im Traum alle Bescherung vorwegnahmen.

Von unserem Ulmer Puppenschrank

Von Clara Mayer-Bruckmann

Ungefähr sechs Jahre alt mochte ich gewesen sein, als Großmutter mich mit meinen Brüdern zum Puppenschrank führte, dessen Besichtigung jedesmal ein großes, feierliches Ereignis war. Seit Generationen im Besitze unserer Familie, aus dem 16. Jahrhundert stammend, wurde er das Jahr über von Fremden und Kunstkennern angestaunt als etwas Seltenes und Kostbares, ein Prachtstück handwerklicher Kunst aus dem deutschen Barock. Es gab nur wenige dieser „Dockenhäuser“, und die besaßen Fürsten und Reiche höherer Stände. Zu den unvergesslichsten Erinnerungen gehörten die Besuche von v. Moltke und dem Kronprinzen Friedrich, dem nachmaligen Kaiser. Meine Mutter durfte ihm als kleines Mädchen den Willkomm bieten mit einem großen Blumenstrauß und einem Verschen. Er sah sie an mit seinen schönen blauen Augen, hob sie empor und küßte sie.

Die nachfolgende Beschreibung vermag vielleicht eine Vorstellung des Kunstwerks zu geben: Es war alles wie in einem richtigen Haus und begann mit dem Hofraum (in unserem Bilde unten rechts), in dessen Mitte ein Pumpbrunnen stand. Im Hausflur mit Treppenaufgang empfängt uns der Hausherr mit ausgebreiteten Armen in gestreiftem Schlafanzug und Zipfelmütze, im Hintergrund hantiert die Magd mit dem Reisigbesen; von der Decke hängt eine schön gearbeitete Laterne. Nebenan ist der Keller mit Wein- und Essigflaschen, hölzernen Waschzubern, geflochtenen Körben, Bündeln von Wachskerzen usw.

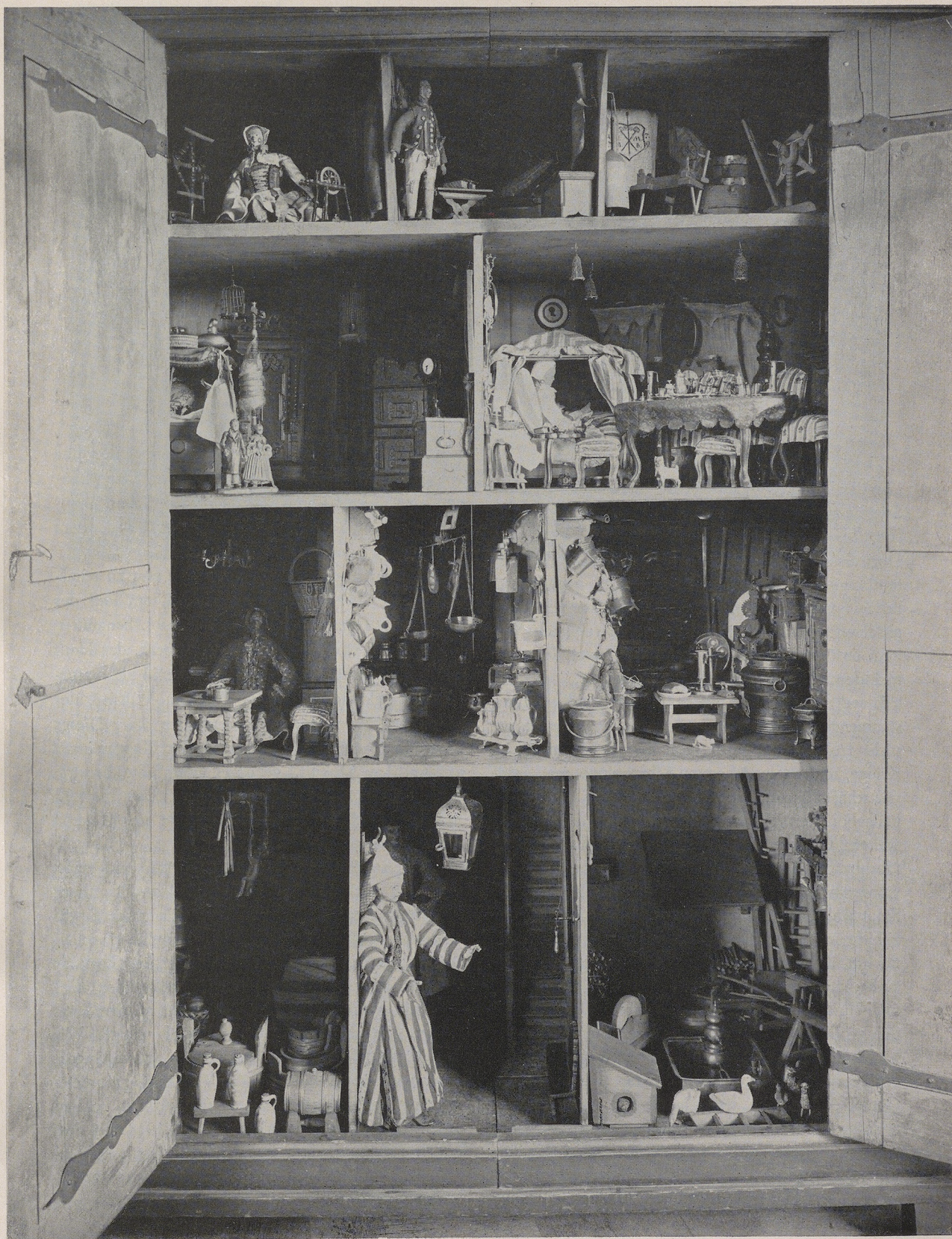
Die Küche (1. Obergeschoß rechts) ist reichhaltig mit schönen Kupfer- und Messinggefäßen, Zinnkrügen und Tragring. Das wichtigste ist der eiserne Herd mit Blasbalg, daneben die Speisekammer, die wohl bestellt ist. Von der Decke hängt eine Waage; Würste und Schinken baumeln am Haken, auch hier viel schön gearbeitetes Zinn. Die Schanze ist aufgefüllt mit Töpfen und Tassen aus Porzellan.

Im Eßzimmer sitzt an einem Tisch mit geschweiften Füßen eine Frau in reichem Brokatgewand; an ihrer Seite hängt ein Arbeitsbeutel, und um den Hals schlingt sich eine mehrfache Reihe von Rubinen. Das ganze Figürchen ist aus Holz geschnitzt mit feinen Zügen; vor ihr liegt ein silbernes Geldbüch-

lein mit echt goldenen Dukaten; von der Decke hängt ein Kronleuchter.

Im Wohn- und Prunkgemach (2. Obergeschoß rechts) erblicken wir eine Wöchnerin, im Himmelbett sitzend, mit feinem Spitzenhäubchen, elegantem Nachjäckchen. Sie liest in einer Miniaturbibel mit Abbildungen; am Boden spielt ein Schoßhündchen. Neben ihr steht das Frühstück bereit: Feines Porzellan auf silbernem Brettchen, Hocker, mit himbeerfarbenem Brokat überzogen, laden zum Sitzen ein. Spiegel, Scherenschnitte von Angehörigen der Sippe, Standuhren vervollständigen die Einrichtung. Im Schlafzimmer nebenan stehen zwei prachtvolle Barockschränke, die ungefähr ein Zehntel der Normalgröße wiedergeben. Vorne begrüßt uns ein Ehepaar in reicher Ulmer Festtracht. Die Frau trägt die goldene Schneppenhaube, ein Sammetleibchen in Spitze auslaufend, mit buntseidenen Blumen bestickt, darüber ein hauchzartes Spitzentuch, die halblangen Ärmel ebenfalls in Spitze eingefast. Der Rock ist üppig gefältelt, ganz abstehend von einem Dutzend Unterröcken. Als Schmuck Ringe und an schmalem Sammetbändchen ein Diamantkreuz. Diese beiden Figürchen wurden von einem damals berühmten Hafner gemacht, namens „Rommel“, der die Ulmer wahrheitsgetreu abbildete. Hinter dem Paar eine mit Werg bezogene Kunkel und dahinter das Himmelbett mit Baldachin. Ein Papageienkäfig hängt von der Decke, und als Wichtigstes behauptet der Geldschrank – groß, mächtig – seinen Platz mit massiven Henkeln und einem oben auf dem Deckel fast drohend steckenden Schlüssel, so richtig den Spruch verkörpernd: „Ulmer Geld regiert die Welt.“

Oben (3. Obergeschoß rechts) sehen wir zunächst die Rumpelkammer mit großen Frucht- und Mehlsäcken und einer ungeheuren Mehlschaufel; sonst befinden sich noch eine Raspel und ein Trockenständer darin. – Jetzt kommen wir zu dem Knecht in seiner Kammer, in ledernen Kniehosen und einem blauen Wams mit silbernen Knöpfen. Man sieht sein bunt bezogenes Bett mit Strohsack, daneben ein verschließbares Spind; ein kleiner Tisch und Kleider am Haken vervollständigen die Einrichtung. Daneben die Kammer der Magd! Sie hat ein Himmelbett



mit Kattunvorhang. Eben sitzt sie vor Spinnrad und Kunkel, mit Haube, verschnürtem Mieder, Brusttuch und bauschigem Rock bekleidet.

Was wir hier im kleinen sahen, vererbte sich von Kind auf Kindeskind und wurde hoch in Ehren gehalten. Heute existiert nichts mehr. Die Stätte, wo das Haus einst gestanden, wurde im letzten

Krieg in Schutt und Asche gelegt. Der Puppensschrank kam in den Wirren der Inflationszeit damals, nach dem ersten Weltkrieg, nach Wien, später nach Amerika. So bleibt allein die Erinnerung als Hüterin von Vergangenen – und das Lichtbild von einst, das den Menschen von heute eine letzte anschauliche Vorstellung bietet.

Teinacher Jahre

Von Otto Feucht

(mit Aufnahmen des Verfassers)

1. Einstand 1919

„En der Doinich“ wohnten die Dorfkinder, wenn die Sommergäste „s Dal na“ waren, während der Saison aber wohnten sie in „Bad Teinach“.

Dort also, in der einstigen Sommerresidenz der württembergischen Herzoge, sollte 1919 ein neues staatliches Forstamt errichtet werden, und ich war dazu ausersehen, es aufzuziehen und zu übernehmen. Wie kam das? In Teinach saß der Oberförster des „Gemeindewaldverbandes Oberkollwangen“, zu dem sich sechs Gemeinden mit größerem Waldbesitz zusammengeschlossen hatten¹. Sie waren aber dessen nicht froh, zumal nicht nach den Erfahrungen im Kriege, und baten daher um Übernahme der Waldwirtschaftsführung durch den Staat. So wurde das neue Forstamt Teinach geschaffen und diesem noch weitere Gemeinden zugeteilt, die bisher von den Nachbarforstämtern Hirsau und Wildberg betreut worden waren². Das neue Amt hatte also keinerlei Staatswald, keinen ausgebildeten Förster, keine Kanzleihilfe; es hatte es nur mit Gemeindewaldschützen zu tun, deren keiner auch nur einen Lehrgang besucht hatte. (Das hat sich seither durch Ausbildung und Umorganisation gründlich geändert.) Dies hatte den großen Vorzug, daß der Oberförster, wie er zunächst noch hieß, weder für Arbeiterfragen noch für Holzverkauf u. dgl. zuständig war, die Sache der Gemeinden blieben, daß er sich also weit mehr als anderswo den forstlich-waldbaulichen Aufgaben widmen konnte, unbelastet durch Papierkrieg und Verwaltung (auch das hat sich geändert). Erschwert wurde die Arbeit freilich dadurch, daß über die Wirt-

schaftsführung in den sechs Stammgemeinden nur völlig unzureichende Unterlagen zur Verfügung standen, so daß hier – im Gegensatz zu den neu hinzugekommenen Gemeinden – weitgehend „aus dem Handgelenk“ gearbeitet werden mußte.

Aber zunächst galt es, den Dienstsitz erst zu schaffen. Hoch über dem Dorf und Bad, am Fuß des „Salons“ auf der nach König Wilhelm I. benannten Höhe, steht, schon auf Markung Emberg, das Haus des als Badearzt von 1870 bis 1913 und als Naturforscher bekannten Hofrats Wilhelm Wurm³, der mit seiner Frau kinderlos verstorben war. Dieses Haus hatte ein soeben zugezogener Unternehmer mitsamt dem Mobiliar gekauft; es umfaßte auf drei Stockwerken 16 Zimmer, denn die „Frau Hofrat“ hatte eine sehr bekannte Kochschule geleitet und Pensionsgäste aufgenommen.

Der Oberstock war dem Postamtsvorstand zugesagt, der erste vorläufig vom Bauamt belegt. Da dieser aber nicht ausreichte, die Küche im Erdgeschoß sich befand und ich meine Mutter zu mir nehmen wollte, so ergab es sich, daß der Staat den ersten Stock als Dienstwohnung und ich selbst das Erdgeschoß mietete, von welchem ich die Diensträume an den Staat abtrat, der somit mein Untermieter wurde. Wir haben uns, Mieter und Untermieter, gut vertragen, ebensogut wurde und blieb das Verhältnis zum Mieter des Dachstocks, zumal es sich alsbald herausgestellt hatte, daß dieser im Herbst 1914 mit dem ersten Frontnachschub in meine Kompanie gekommen war und daß wir uns gegenseitig in guter Erinnerung hatten.



Die Wilhelmshöhe mit Salon und Haus Wurm (Forstamt), 1925

Am 1. August wollten wir einziehen, der Hausherr verpflichtete sich, bestimmte Einrichtungsstücke uns zu überlassen, vor allem in Küche und Speisekammer, die tadellos eingerichtet waren. Nur der große Herd sollte durch einen kleineren ersetzt werden. Als wir kamen, war die Küche völlig ausgeräumt, nur ein Schutthaufen empfing uns; alle Schüsselbretter und Wandschränke, sogar die Wandplättchen und eingelassenen Beleuchtungskörper waren herausgerissen. Nein, doch nicht ganz leer! Als Ersatz hatte man etliches Gerümpel hineingestellt, das niemand hatte ersteigern wollen. Wir brauchten heißes Wasser. Der Badeofen war geblieben, das Wasser rann ein, doch es rann alsbald wieder hinaus. Also zur Waschküche! Aber der schöne Kupferkessel, der uns zugesichert war, war verschwunden. Ein einziger Zimmerofen fand sich, der notdürftig aushelfen konnte, Kohlen hatten wir mitgebracht.

Als die Kanzleiräume vom Küchengeschirr und vielem anderen geräumt waren, da bestand das gesamte Amtsinventar aus einem einfachen Holztisch mit einer Schublade! Das war alles, was mir zur Neubeschaffung genehmigt worden war! Alles Nötige

sollte ich von anderen Amststellen zugeteilt erhalten. Aber zunächst kamen lediglich Vertröstungen und Versprechungen. Und was schließlich nach langem Warten und Mahnen eintraf, als Ergebnis von Entwürfungen, das soll nicht näher geschildert werden! Das Glanzstück der Raritätensammlung war ein Holzstuhl mit lederähnlichem Sitz, auf dessen Unterseite zu lesen stand: „Eigentum der Königin.“ Er kam, zusammen mit dem Kleiderkasten einer Dienstmagd, aus dem Schlosse in Friedrichshafen! Was alte württembergische Sparsamkeit war, das konnte uns, wenn wir es nicht schon gewußt hätten, jetzt sehr deutlich zum Bewußtsein kommen! Freilich war ja die Zeit nicht dazu angetan, große Sprünge zu machen!

Von all dieser Erstausrüstung ist längst nichts mehr im Gebrauch. Aber schön war und ist der Blick über den Garten auf die Talhänge, auf die Burg Zavelstein, auf „das erschreckliche Gepürge“, wie eine alte Schilderung sagt. Daß die mächtige Weimutskiefer vor dem Haus gefällt war, darob mußte sich „die Frau Hofrat im Grab umdrehen“, wie wir von allen Seiten hörten, aber Garten und Haus hatten jetzt



Bad Teinach vom Emberger Kirchweg her

Licht und Luft, um Blumen zu ziehen, und Bäume hatte es noch genug! Daß die längst abgeschossene Tapete durch eine Menge elliptischer Flecken belebt war, die alle Nummern trugen, zeigte, daß Wurm hier seine Reh- und Hirschgeweihe aufgereiht hatte. Eine Neutapezierung kam, als später der Staat das Haus übernommen hatte, noch lange nicht in Frage; erst mußten die dringendsten Schäden behoben werden, die sich herausstellten. Und ein Vergnügen war es nicht, als der Fußboden herausgerissen wurde, in dem der Schwamm saß, die Abortröhre erneuert werden mußte und vieles andere, einen ganzen Sommer lang!

Die Fühlung mit den Gemeinden des früheren Waldverbandes gelang erfreulich schnell. Bald fanden sich die Schultheißen der nach Teinach eingepfarrten Orte Emberg und Schmieh regelmäßig nach dem Kirchgang auf dem Forstamt ein zur Besprechung, der eine immer in der alten Tracht mit Dreispitz und mit Goldplättchen im Ohr. Da diese – und sie waren

nicht die einzigen – eigenen Wald besaßen und eigene Erfahrung hatten, so ergab sich bald eine gegenseitig ersprießliche Zusammenarbeit, besonders auch mit dem Vorstand des bisherigen Verbands, Schultheiß Lörcher-Oberkollwangen, aber auch mit den Schultheißen der „neuen Gemeinden“, die meist zugleich die Waldmeistergeschäfte ihrer Gemeinden besorgten.

Als endlich Amt und Wohnung einigermaßen in Ordnung waren, da erklärte uns ein Besuch aus Stuttgart, ein alter Lehrer, gleich beim Eintritt, wir kämen einmal nicht in den Himmel! Wir hätten es ja hier schon so schön, daß wir ihn nicht brauchten! – Wir hatten ja wohl selber den Wunsch, einmal bei uns selbst zu Besuch sein zu können! Natürlich gab es auch Schattenseiten. In der Zeit der wachsenden Geldentwertung z. B. galt es, jede Woche, schließlich zweimal in der Woche, im Wechsel mit Pfarrer und Lehrer, einen Bruchteil des Gehalts auf der Kasse in Hirsau im Fußmarsch abzuholen und dann so schnell als möglich ihn in Calw in Ware umzusetzen, ehe die Geschäfte schlossen, um erst nach Bekanntgabe des neuen, schlechteren Kurses wieder zu öffnen – in Teinach selbst gab es schließlich überhaupt nichts mehr zu kaufen! Derlei Erfahrungen, die es natürlich auch anderwärts gab, dürfen nicht ganz vergessen werden!

2. Aufgaben der Zeit

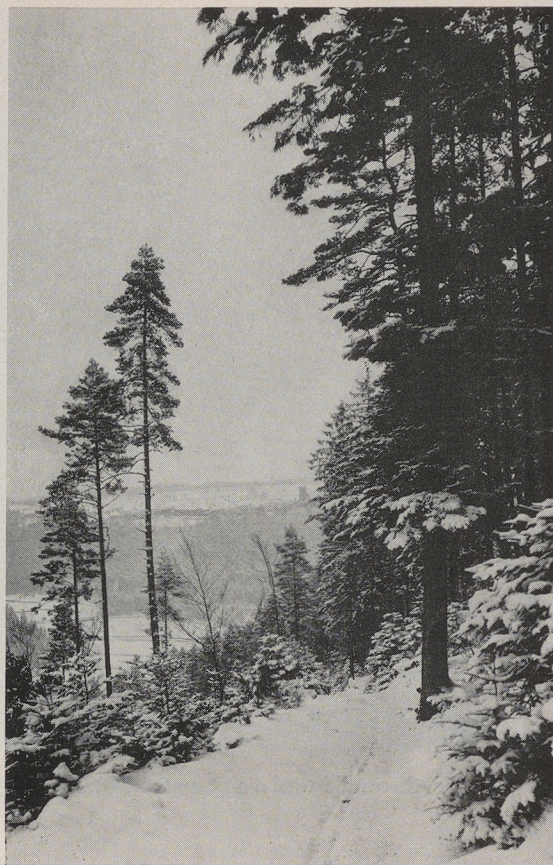
Wie war denn damals die Lage? „Das Holz muß Kohle und Eisen ersetzen!“ – so lautete das Schlagwort. „Man hae den ganzen Wald nieder, wenn es die Not erfordert.“ – „Der Wald ist der Goldwert Deutschlands, der noch am wenigsten ausgenutzt wird“ – so konnte man in sehr angesehenen Tageszeitungen lesen. Und „die Forstleute müssen es eben lernen, engringiges Holz in kürzerer Zeit zu erziehen!“, so belehrte uns sogar ein sonst durchaus ernst zu nehmendes Fachblatt für Ingenieure, völlig ahnungslos um die naturbedingten Zusammenhänge. Diesem Ansturm auf Holz von allen Seiten stand die unabweisliche Forderung gegenüber, dafür zu sorgen, daß die Holzerzeugung nicht plötzlich aufhöre, daß sie *nachhaltig* weitergehe auch in der Zukunft, daß der Wald und mit ihm unsere ganze Wirtschaft im großen und ganzen einigermaßen gesund bleiben könne!

„Was hat denn ein Forstmeister eigentlich zu tun, ich kann mir das gar nicht vorstellen?“ – so fragte mich, als das Badhotel zum Sanatorium geworden

war, der leitende Arzt, der aus einer großen Universitätsklinik kam. Was war darauf zu sagen? „Das sehen Sie am besten, wenn Sie mich in den Wald begleiten!“ Im übrigen eine Gegenfrage: Was hatten Sie denn in Ihrer Klinik zu tun? Sie sorgten für Ihre Pfleglinge, überzeugten sich Tag um Tag von ihrem Ergehen und ordneten jeweils an, was Ihnen nötig schien! Genau ebenso machen wir es, aber zu Ihnen kamen die Kranken, Sie hatten sie alle beisammen und hatten alle Hilfsmittel rasch bei der Hand. Der Forstmann aber muß sie erst aufsuchen, muß alle ihm anvertrauten Bestände immer wieder durchgehen, die herausfinden, die erkrankt sind oder irgendeiner besonderen Pflege bedürfen. Und Unfälle, Katastrophen, die sofortiges Eingreifen fordern, gibt es auch im Walde, auch der Wald kann erkranken, sogar der Waldboden. Daneben muß überlegt und festgestellt werden, wo und wie das nötige Holz geschlagen werden soll, müssen diese Bestände „ausgezeichnet“ werden, muß die Arbeit überwacht werden, Holzfällung, Pflanz- und Saatarbeit, auch Wegebau und manches andere. Wenn so der Forstmann Tag für Tag draußen ist, so meinen die Badegäste, er gehe eben spazieren; der Wald wachse doch ganz von selbst!

So haben unsere Berufe, Arzt und Forstmann, mancherlei Berührungspunkte, vieles Gemeinsame, denn beide haben es mit dem Leben zu tun, mit lebendiger Natur, und keinem von beiden bekommt es, wenn dies vergessen, wenn die Lebenskunde verdrängt wird durch die Technik, wenn das Schema wichtiger genommen wird als das Leben selbst! Das etwa und manches andere kam im Walde zur Sprache!

Zu den Aufgaben, die mehr oder weniger überall zu lösen waren und von denen zunächst die Versorgung der Bevölkerung mit Brennholz an vorderster Stelle stand, kamen die besonderen Aufgaben, die gerade dem Gebiete des Calwer Waldes durch die örtlichen natürlichen und wirtschaftlichen Gegebenheiten gestellt waren. So das Problem der Misen, der zur Versumpfung neigenden, über Klebsand liegenden Buntsandsteinböden der Ebenen und der Heideberge, der durch das Übergewicht des Heidekrauts gekennzeichneten Hanglagen mit Ortsteinbildung, die man damals noch als Bodenerkrankung deutete, die mindestens teilweise auf menschliches Eingreifen vergangener Zeitläufte zurückgeführt wurde. So galt es, Versuche einzuleiten, solche ertragsarme Böden zu landwirtschaftlicher Be-



Schwarzwälder Höhenforche. Blick auf Zavelstein, 1926

nutzung umzuwandeln, durch Tiefsprengung dem Wasser Abzug zu verschaffen und den Untergrund zu durchbrechen, andererseits die Bodenbildung durch Einbringen von Laubholz zu verbessern, durch Kalkdüngung, im Pflanzloch oder auf ganzer Fläche, dem Übergewicht des Heidekrauts entgegenzuwirken und das seit Urzeiten ausgeübte Abschälen der gesamten Bodendecke zu Streuzwecken durch den Übergang zur viel wertvolleren Torfstreu abzulösen⁴. Und es galt, die minderwertigen Forchenbestände unschädlich zu machen, die teils durch die Ungunst des Standorts herangewachsen waren, teils durch Verwendung ganz ungeeigneten Saatguts („Gäuforchen“), dagegen die Nachzucht der hochwertigen heimischen Schwarzwaldforche zu fördern. Dank dem Verständnis etlicher Gemeinden gelang es, in Fühlung mit der Forstlichen Versuchsanstalt solche Versuche einzuleiten, als im Staatswald für solchen Zweck noch nicht genügend Mittel zur Ver-



Im Streuwald wird die gesamte Bodendecke abgezogen und auf Haufen gesetzt, Würzbach 1919

fügung standen. Näheres darüber und über den inneren Zusammenhang dieser Fragen ist in der Fachpresse niedergelegt⁵.

Noch ein anderer Gesichtspunkt muß angeführt werden. Das Bad verdankte seinen Ruf nicht allein den Quellen, sondern auch seiner Lage im waldumgebenen Tale, seiner vorzüglichen Erholungsmöglichkeit. Hierfür zu sorgen, hatte, als das Bad in Privatbesitz übergegangen war, vor allem der Badearzt Wilhelm Wurm übernommen. Weil Teinach selbst keinen Wald besaß – seine gesamte Markung umfaßt heute noch lediglich 20 Hektar! –, so konnten und können Wanderwege, Ausblicke, Schutzhütten und Bänke nur im Einvernehmen mit den waldbesitzenden Gemeinden geschaffen werden. Diese Aufgaben fielen ganz von selbst jetzt dem Forstmeister zu, zumal ja jetzt die Bewirtschaftung aller Wälder ringsum in seiner Hand lag. Selbstverständlich erwuchs daraus auch eine enge Zusammenarbeit mit dem örtlichen Schwarzwaldverein, dem neuen Kurverein und – ab 1923 – mit der neuen Mineralbrunnen-AG.

3. Zeugen der Vergangenheit

Noch standen (und stehen) die alten Bauten aus der Herzogszeit am oberen Ende des Dorfes, neben der Kirche, Türnitz und Palais auf der linken Seite, gegenüber der zum Wohnhaus veränderte Marstall und der Langbau auf der rechten, zwischen ihnen der „Hirsch“, und als wirkungsvoller Abschluß quer dazu das Badhotel von 1864, unter dem Bach und Straße hindurchführen. Hier auf dem Platze spielte, sobald der Kurbetrieb wieder in Gang kam, die Kurkapelle, und es gab eine ganz besondere Note, wenn jeweils bei den schönsten Weisen mit lautem Fauchen und Knattern der Bulldogg sich den Weg durch die Zuhörer bahnte, der die Gebinde der Hirschquelle vom Füllhaus zum Bahnhof brachte! In den engen Kuranlagen bei der Hirschquelle stand eine große Esche, viel bestaunt, denn sie trug ungefedertes Laub (Einblattesche); den Aufgang zum Emberger Kirchweg bewachten mächtige Erlen und weiter oben forderten herrlich bekronte Spitzahorne Bewunderung. Aber seither hat die Raumnot zu



Kampf gegen Heidekraut: die Männer schlagen Stufen, die Frauen setzen Pflänzlinge, Liebelsberg 1926

weiteren Bauten in dem engen Tale gezwungen, und was zuletzt im Zeichen des Wirtschaftswunders ringsum geschehen ist, vielleicht geschehen mußte, darüber mag der Besucher sich selbst seine Gedanken machen. Von den Badeanlagen talauf führt die als Rundgang zur Zeit Eberhard Ludwigs angelegte „Kleine Tour“, rund 1200 Meter weit. Von den einstigen Lindenreihen waren noch wesentliche Teile erhalten, forderten aber Ergänzung durch Neupflanzungen und Freilegung zugewachsener Durchblicke über Wiese und Bach zur anderen Seite.

Besondere Beachtung und Instandhaltung verdienen hier die mancherlei Inschriften, zumeist in Fels gehauen, Lobesworte dankbarer Badegäste, lateinisch sowohl wie deutsch. Der größte Felsblock trägt gar fünf solcher Ruhmesworte, aus der Zeit von 1786 bis 1890. Näheres hierüber ist in den Blättern des Württ. Schwarzwaldvereins zu finden⁶. Bei einem liegenden Felsblock mit eingehauenen Sitzen, dessen Erhaltung Hofrat Wurm zu verdanken ist, zweigt die Kleine Tour auf die andere Talseite ab, während die Große Tour sie noch weiter aufwärts fortsetzt, unter Umgehung der „Katharinenpläsier“, die den Namen der Königin von Westfalen trägt, der

Tochter Friedrichs, des ersten württembergischen Königs! Eine einfache Steinbrücke mit ansteigender Rampe überwölbt die gewundene Teinach und mündet in den Liebelsberger Wald, von einer mächtigen Linde begrüßt. Ein Bild, in seiner Schlichtheit unübertrefflich, das unbedingt der Pflege bedurfte. Ebenso dringend war es, vom Waldrand Ausblicke auf Teinach und Zavelstein wieder zu öffnen und für die mancherlei Schutzhütten am Wege zu sorgen. Der Verfall der Jahrhundertbank mußte aufgehalten werden, dieses Denkmals ganz besonderer Art. Ursprünglich als „steinernes Kanapee“ 1687 errichtet, mit einem Denkstein für Dr. Reisel, wurde sie 100 Jahre später nach beiden Seiten erweitert und mit zwei weiteren Denksteinen versehen, aber 1887 nochmals erweitert und durch zwei neue Steine abgeschlossen: „Germaniae archiatro viro perillustrissimo principi Bismarck in sempiternam memoriam grati hospites“ (Dem Obermedizinalrate Deutschlands, dem erlauchtesten Fürsten Bismarck zum ewigen Andenken dankbare Badegäste). Der reizvolle Aussichtsweg mündet in den Lindenplatz mit der alten Laube ein, der heute, gut wieder instandgesetzt, als Konzertplatz dient. Daß „der



Linden und Steinsitze an der „Kleinen Tour“, 1926

Landschreiber Fr. Z. anno 1783 tot in Teinach angekommen und anno 1784 im Monat Mai lebendig wieder verreiset ist“, das steht zwar nicht in Stein gehauen, ist aber im alten Kurbuch zu lesen!

„Ha, do ischs emol schön gwese“ – das war die Antwort auf die Frage nach der Bedeutung des Namens „Salon“ auf der nach Wilhelm I. benannten Anhöhe. Aber schön ist der Ausblick noch immer. Der tempelartige Rundbau mit seinen Holzsäulen war schwer beschädigt; die abgerissene Rindenbekleidung durch Eichen- oder Lindenborke zu ersetzen, war nicht möglich, so mußte Fichtenrinde aushelfen. Die an der Seite des Hügels austretende Quelle strömte an Weihnachten 1919 so stark, daß wir Kohlen und Kartoffeln aus dem Keller retten mußten, hoch oben über dem Dorf, dessen untere Straße überschwemmt war. Daß der Wiesenhang dicht mit Krokus besetzt war, das merkten wir erst in dem einen Frühjahr, da alles so plötzlich erwachte, daß die Kinder mit Abpflücken nicht nachkamen.

Auch die weithin bekannte *Krokusblüte* in Zavelstein ist ein Zeugnis alter Zeiten, nicht etwa ein

natürlicher Ausläufer unserer Alpenpflanzenwelt; es ist hier ja die Unterart, die auf der Südseite der Alpen zu Hause ist (*Crocus vernus neapolitanus*). Schon Wurm hat nachgewiesen, daß die Samen mit dem Heu aus der Burgwiese, dem einstigen Burggärtlein, auf dem Umweg durch den Magen des Viehs im Mist weithin sich ausgebreitet haben und durch Viehverkauf auf entferntere Markungen gelangt sind; mindestens fünf Jahre bedarf es bis zur Blüte. Was zwischen den kleinen blassen Blüten an großblumigen dunkeln oder gar gelben Blumen steht, stammt aus Zutaten neuester Zeit.

Doch unten im Tale birgt sich ein Blumengarten ganz anderer Art, in der Teinacher Kirche! Dort steht abseits und kaum beachtet die „*Turris Antonia*“, eine nach der Stifterin 1673 benannte kabbalistische Lehrtafel über das himmlische Jerusalem. Wer sie sich öffnen läßt, geht meist mit Kopfschütteln weiter trotz aller Erklärung. Aber er übersieht ganz den kleinen Blumengarten im Vordergrund, in dem, zu drei Kreisen angeordnet, in 43 Beeten gegen 150 Arten sorgfältig und liebevoll dargestellt sind. Da fin-

den wir die alten Gartenblumen der Zeit, wie Brennende Liebe, Stinkende Hoffart, Gretel im Busch, Schlutte, Ilge und Kaiserkrone, vermischt mit Arten der Wiesen und Wegränder; dazu auch Besonderheiten, wie Sonnentau, Schachblume und Mondraute, auch Heilkräuter. Die großen Palmen und Agaven der Umrahmung freilich hat der Künstler wohl nicht selbst gesehen, aber im ganzen wäre sehr zu wünschen, daß dieses einmalige Gärtchen endlich die Beachtung finden möge, die es zweifellos verdient!⁷

Und noch eines muß erwähnt werden, der *Dreischalenbrunnen* bei der Kirche. Schon vor Jahrhunderten aus den Hirsauer Ruinen hierhergebracht, hatte er erst auf der Straße gestanden. Am jetzigen Standort war der Boden eingesunken, die Umpflanzung verwildert, so daß eine Neuordnung dringend war, zu der die Mittel aufgebracht wurden. Mit Hilfe des Landesamtes für Denkmalpflege wurde alles Nötige durchgeführt (Prof. E. Fiechter), so daß der schöne Brunnen wieder voll zur Geltung kam. Dabei wurde sorgfältig darauf geachtet, die reizvolle Decke aus Lebermoosen mit ihrem Farbenspiel zu schonen, aber eines Morgens war alles Moos beseitigt! Ob aus Unverstand oder aus böser Absicht, das aufzuklären ist nicht geglückt!

4. Entdeckerfreuden im Walde

Streutag in Oberkollwangen! Der dieses Jahr vorgesehene Waldteil ist eingeteilt in einzelne Lose, überall sind die Leute daran, die gesamte Boden-decke mit der kurzen breiten Streusense abzuziehen. Der Schultheiß begleitet mich. Da leuchtet plötzlich ein Meer kleiner weißer Blütensterne am Boden. Sofort bieten wir Halt! Das ist eine Überraschung: der Siebenstern blüht hier, das nordische Pflänzlein, bisher im Schwarzwald nur vom Kniebis her bekannt! Sofort wird der Platz gesperrt und ausgespart und später verpflockt; so ist der Standort gerettet, zunächst einmal für das nächste Jahrzehnt, bis die Nutzung wiederkehrt.

Am Berghang bei Würzbach wird durch den Hang ein Holzabfuhrweg gebaut. Schon ist die Wegbreite völlig abgeräumt. Aber schon im ersten Sommer ist sie dicht besetzt von den Blattrosetten des roten Fingerhuts, der im ganzen Waldteil, im dichten Altholz, kaum irgendwo geblüht hat. Woher kommt so mit einem Schlage die ungeheure Menge von Samen? Hat der Wind sie aus großer Entfernung



Die Teinachbrücke der „Kleinen Tour“, 1920

hergetragen oder ruhten die Samen schon von früherer Zeit her im Boden und warteten, bis sie ins Leben treten konnten? Das müßte schon mindestens 120 Jahre her sein! So oder so, beide Möglichkeiten sind Anlaß genug zu nachdenklichem Staunen!

Nahebei im Staatswald liegt ein altes Torfmoor, die Bruckmiss, in der vor langer Zeit einmal Torf gestochen worden war. Gleich nach dem Kriege hat die Stadt Calw den Abbau wieder aufgenommen, in der Zeit der Brennstoffnot. Da zeigt sich unerwartet in 70 cm Tiefe eine Schicht von Stockholz und gebrochenem Stammholz, Forchen mit etwas Birken. Das erfordert genaue Untersuchung. Weitere $\frac{3}{4}$ Meter darunter kommt eine zweite Holzlage, diesmal aus Eichen, und zwar unmittelbar auf dem Untergrund aus Klebsand! Also zweimaliger Wechsel, wieso und wann? Noch sind die Anhaltspunkte für eine Beantwortung sehr kümmerlich. Auf etwa 2000 Jahre deuten die einen, andere lassen die Frage menschlicher Schuld offen! Da wird gerade



Die Jahrhundertbank an der „Kleinen Tour“, 1926

jetzt das Verfahren der Blütenstaubuntersuchung bekannt. Eberhard Finckh, der Arzt in Höfen, arbeitet sich in die Methode ein: die untere Eichen-schicht muß schon aus der Zeit des Eichenmisch-walds, aus der jüngeren Steinzeit, die obere Schicht aus der Bronzezeit stammen! Damit ist aber jede Schuld des Menschen ausgeschlossen, und die neue-sten Forschungsmethoden bestätigen, daß der Eichen-wald schon vor rund 7000 Jahren gegrünt hat! Der neue Torfabbau hat sich nicht gelohnt; seine Spuren sind wieder zerfallen, doch von der einstigen Pflan-zenwelt des Moores ist nur sehr wenig übrig geblie-ben, abgesehen von der besonderen aufrechten Wuchsform der Bergkiefer, die hier „Kuder“ ge-nannt wird. Dafür stoßen wir 1924 in der nächsten Umgebung auf eine erhebliche Wirrnis langer Ran-ken aus der großfrüchtigen Moosbeere, die in Nord-amerika zuhause ist (*Oxycoccus macrocarpa*)! Wie mag diese hierher gelangt sein? Die Früchte kom-men ab und zu als Konserve zu uns, auch wird sie in Holland angebaut. So bleibt die Vermutung, die Beeren seien durch Vögel hierher gelangt, wenn nicht gar die Samen durch den menschlichen Magen und Darm! Ein anderer Fall liegt klarer: die Glocken-

heide (*Erica tetralix*) in der Nähe ist als Samen mit Forstpflanzen eingeschleppt worden, die aus Holstein kamen; sie hat sich aber nicht lange halten können. Daß die Stechpalme im Breitenberger Wald beson-ders reichlich vertreten sei, war mir nicht neu. Hatte doch 1912 bei einem Bezirksfest in Calw ein Fest-wagen Aufsehen erregt, der völlig von Stechpalm-bäumchen umsteckt war, gerade in den Wochen, in denen das Oberamt die ersten staatlichen Vorschrif-ten zum Schutze der bedrohten Art bekannt gab! Nun fand sich ein großes Waldstück, das fast nur aus Stechpalmen, hohen und niederen, bestand, mit überständigen Forchen. Neu war mir, daß der ur-alte Brauch dort noch nicht ganz erloschen war, von dem uns Johann Peter Hebel erzählt, der Brauch, beerentragende Bäumchen als Christbaum ins Zimmer zu holen. Neu war mir auch die Erfah-rung, daß nicht alle Beeren den Vögeln zusagen, wie denn von zwei nebeneinanderstehenden Bäum-chen in Hofstett das eine immer sehr rasch von Am-seln und Drosseln geleert wurde, das andere aber nur sehr langsam oder gar nicht! Der kalte Winter 1928/29 hat freilich überall den Bäumen stark zu-gesetzt; sie haben sich noch keineswegs überall er-



Der Siebenstern blüht, Kniebis 1908

holt. Stechpalmen als Hofbäume findet man heute kaum mehr.

Noch mancherlei wäre zu berichten, so etwa von den weißfrüchtigen Heidelbeeren (Rötenbach), die eigentlich gelblichgrün sind mit violetten Tüpfeln, oder von mehr als meterhohen Heidelbeerbäumchen und von Heidekrautsträuchern mit fingerdicken Stämmchen (Oberkollwangen), vom Reichtum an guten Speisepilzen, von Begegnungen mit Auer- und Haselwild, mit Eisvogel und Wasserramsel, welche letztere geradezu alltäglich waren, während Spatzen sich so selten zeigten, daß der Lehrer ein schönes Männchen eigens erlegte, um es den Schülern zu zeigen!

Auch vom weißblütigen Immergrün, das einen Berggrat bedeckt (Emberg) oder vom geheimnisvollen Leuchtmoos, dessen Glanzlicht aus Felspalten schimmert (Liebelsberg, Schmieh). Auch von harfenwüchsigen Tannen und Fichten, die aus umgedrückten Stämmen entstehen, aber nicht, wie vielfach angenommen wird, dadurch, daß die schief gewordenen Äste sich zur Senkrechten aufrichten, denn das vermögen nur die allerjüngsten; vielmehr sterben die älteren Äste einfach ab und werden durch

neu aus schlafenden Knospen brechende Triebe ersetzt, die naturgemäß aufrecht hochwachsen. Beispiele hierfür fanden sich zahlreich in kaum zugänglichen und nie gepflegten Privatwäldern (Breitenberg, Würzbach), zumal an Steilhängen⁸.

Ein solcher Steilhang ist der gegen das Kleinental abfallende „Ebensalter Berg“, wie er hieß, entsprechend dem Eintrag auf der ältesten Flurkarte von 1805. Bei der Neueinrichtung des Würzbacher Waldes war der Name zu klären. Offensichtlich war er aus dem Mißverstehen eines landfremden Geometers hervorgegangen, denn Ebe ist die Abkürzung von Eberhard, also konnte es nur Ebes-Halde heißen (mit Berg wird allgemein der Hang bezeichnet im Gegensatz zur Ebene auf der Höhe). Wenn aber der Name bei der ersten Landvermessung lebendig war, so mußte er es auch schon früher gewesen sein; er kennzeichnete die Halde, über die Graf Eberhard den Weg nach Zavelstein genommen hat, als er, wie Uhlands Ballade berichtet, 1367 in Wildbad überfallen wurde. Damit stimmt die Richtung genau überein. Es ist also anzunehmen, daß der Überfall tatsächlich im „Wildbad an der Enz“, das heute den

Namen noch trägt, stattgefunden hat, und nicht etwa, wie schon vermutet worden ist, im „Wildbad an der Deinach“.

5. Ausklang 1926

Den Abschluß möge bilden, was Stadtschultheiß Michael Nonnenmann, Zavelstein (gest. 1948), bei der Abschiedsfeier am 14. Mai 1926 vor den Vertretern aller Gemeinden usf. vorgetragen hat. Schon rein vom Volkskundlichen her dürfte die Veröffentlichung berechtigt sein, zumal die ausbedungene Wartezeit längst abgelaufen ist!

„Ihr liebe Leut, i möcht's au wage,
em Herr Forstmeister e Wort zum Abschied z'sage.
Wenn d' Redezeit zwar nach der Waldgröße wär bemesse,
no müßt i bald Schluß mache, i will des net vergesse!
Des Wort ‚Forstmeister‘ hat von früher her no en scharfe Klang,
vor dem's eme manche ganz angst wurd und bang,
der gmei Ma sieht em Forstmeister net bloß de Gebieter über de Wald,
er hält en vielmai für en ganz nahe Verwandte zum Staatsanwalt,
der Befehl erteilt in gemessener Form, ganz stereotyp:
das ist zu tun, und das ist zu lassen, verstanden!, sonst giebt es Hieb!

Es ist ganz wohl zum Begreife und zum Verstaou,
früher mag des sei' Berechtigung mit Recht ghet hao,
wo jeder aus em Wald gstohle hat ond brennt,
so viel er verwischt hat oder hat könnnt.
Damals hat grad au für de kleine Leut
der Wald e viel graißere Bedeutung ghet als heut,
manchem ist der Wald gwä sei Lebensselement
vo Jugend auf, sei Lebtag, bis an sei End,
fast alle seine Wensch hat der Wald erfüllt
und de meiste vo seine Bedürfnis hat er au dort gstillt.
Was er em Haus braucht hat, selbst Nagel und Niete,
älls des hat em der Wald ebe müsse biete,
d'Futtergable, Oferohr ond Türefalle en der Stub, au d'Kleiderhoke
sen hülzern gwä, sogar no e Teil von de Butterwoege.
Em Wald hat er g'holt aufs Dach nauf d'Sparre,
ond, wenn's nötig gwä ist, au s' Holz zu me Kenderkarre!
Heutigstags rühmt mer de eiserne Pflug mit so vielem Stolz,
früher war eifach der Pflug, d'Ochse und meist au der Bauer vo Hagebucheholz!
Ond erst so en alter Baurewage, des war e ganz hölzerns Deng,
sogar d'Patentachse dra mitsamt de Leiselteng;



Stechpalme am Spindlershof, 1912

ond's wichtigst Möbel, om des de ganz Haushaltung de ganze Tag gsesse isch rom,
der Pfanneknecht, der ist bastelt gwä aus eme Mehlbeerebom.
Uf em Acker, do hot mer no kein Konstdünger kennt,
an seiner Stell hat mer im Frühjahr e paar Wäge voll Reisig verbrennt.
Viel Waldstreu hat der Bauer braucht en manchem Fall,
vor allem zum tagtäglichen Gebrauch im Stall,
aber au, um de Stickstoff aus der Luft zu bende ontrem langlechte Balkon dort am Haus dahinte.
Wenn's eme arme Mann an Geld gfehlt hat, um de Sache alle öffentlich z'hole,
was hat er mache könne als er ist ehrlich gwä ond hat se halt gstohle.
Mancher hat seiner Familie Unterhalt müesse fende mit Wiedkriege, Keahandle ond mit Besebende,
dui ehrbar Zonft vo Kohlebrenner, Pfohl-, Reche- ond Schendelmacher
hat vom Wald glebt vo Jugend auf, bis se worde send alte Kracher.
Heutigstags will mer bloß no Arbeiter von Qualität,

früher hat mer au für menderwertige Verwendung ghet,
dene Leut hat mer, 's ist ja männiglich bekannt,
auftrage irgend so e Hirtenamt,
dabei hent se mit ihre schwach dritthalb Senne
de Wald anfrätzt wie und wo se hent könne!
So hat alles, am liebste möglichst onghindert
am Wald aus ond aber plündert.

Von dene Sender äll hat es net en einzige gea,
der de Forstmeister net am liebste hat auf em Buckel gsea,
weil se gwißt hent, daß er ei'm unters Brusttuch zendt
ond ont'er Omständ au ei's aufs Lederwerk brennt! –
Als onser Forstmeister sei Amt bei ons hat übernomme,
ist er von dere alte Praxis fast ganz und gar abkomme,
er hat bei allem Senn für Ordnung halte
doch viel Nachsicht ond Milde lasse walte,
hat nie wege me jede Gänsdreck ein glei am Krage packt,
sondern hat herz'stelle gsucht zwische Wald ond Burger
de richtige Kontakt.

Am strenge Meister vom Forst ist em nie viel glege,
vielmi hat er Verständnis ond Liebe zum Wald wölle
pflege.

Selbst em raote Kommunismus hat er zahlt de schuldige
Zoll,

drom hat er gsait „Ja, euch ist der Wald, nicht mir, ich
weiß es wohl!,
aber deswege müeßt ihr en au baue ond erhalte für eure
Kender,

ond net ganz drunter ond drüber haue en oim einzige
lange Wenter!

Hauptsächlich müeßt ihr euch wege der Bodepfleg au
bucke,

ond net no, wo de graißte stehe, omenander gucke!'

Ond wie er oim alles gsait hat ond oin belehrt!

Gar net paragraphenmäßig ond au net gelehrt,
ganz eifach, fast alleweil em Plauderto,
nie hat ers bekräftigt mit Blitz ond Donner aus schwerer
Kano,

hat sich nie gwałttätig auf de eigene Standpunkt gstellt,
jedesmal hat er gfragt, wie's eim au selber gefällt?

Damit hat er wölle Mitarbeiter gwenne,
koine Knecht, die sich über nix deant bsenne.

Au en de wissenschaftliche Fächer hat er oin neigucke lao,
soweit's einer begreife hat könne ond verstao.

Wenn mer em Wald gwä ist, ond d'Zeit ist komme,
no hat er gar koin Anstoß gnomme.

Uf em Rai do ist mer z'semme gsesse
ond hat 's Vesperbrot mitenander gesse.

Was er do über de Wald hat könne sage,
des hat ein grad uf d'Höine müsse trage,
fast hat mer meine könne, der Wald, der sei e Heiligtom,
wer den net lieb und schon, au net en Hemmel komm!

Au der gmei Mann soll em Wald net bloß schätze s'Ma-
terial,

mai soll er em no sein, soviel als wie'n Ideal! –
Wenn mer enander gegesitig so mai deane tät,
no ging's mit der soziale Frag wäger net so stät!

Doch der gut Ma ist net bloß bei mündlicher Belehrung
bliebe,

er hat seine Gedanke au no in de Bücher niedergschriebe,
ond zwar so, daß der Gebildete aus ihne ziege kann
großen Gewinn,
ond der einfach Waldbauer denkt, des sei grad gschriebe
für ihn!

Selbst die Sache, wo mer meint, die könntet no d'gscheidte
Leut lupfe,

ka au e gmoiner Mann lese, ohne daß er muß viel über-
hupfe.

Daß 's der Forstmeister mit de Baure gut meint, derf mer
sage unübertriebe,

denn sonst hätt er net au no e Buch über d'Streube
gschriebe!

Behaglich ists oim, wenn mer so über em Buch tut sitze,
's friert oin net dabei, mer därf aber au net schwitze,
warm ge'n se, wie so e alter Kachelofe, daß es oim ist e
Genuß,

wenn mer's bis zom End lese ka und bis zom Schluß!

Ond wie fein die Bilder send geglückt,

mit dene die Bücher send ausgeschmückt!

Von der übliche „Ähnlichkeit“ net a Spur,

alles ist haarscharf gmacht nach der Natur!

Wieviel Sorgfalt no so e Bildle vom e Haselnußzweig ent-
hält!

je mail daß mer's bsieht, je mail daß 's oim gefällt!

Do sieht mer, daß es en dem Punkt schwer ist ond net
leicht,

wenn oiner konkurriere will mit der Firma H. und
O. Feucht!

Wenn der Ma d'Wissenschaft liefert ond d'Frau 's zarte
Gewand,

no freut sich jeder an der Ärbet ond nemmt se gern zur
Hand!

Doch i muß mi auf de Schluß jetzt bsenne gao,
weil i mei Redezeit schao lang überschritte hao:

Älles en allem leant mir onsern Forstmeister net gern
ziege,

weil er e Waldschütz gwea ist, wie mer koin mai kriege!"

¹ Breitenberg, Emberg, Oberkollwangen, Röttenbach, Schmieh, Würzbach. – ² Altburg mit Weltenschwann, Liebelsberg, Sommenhardt, Speßhardt, Teinach, Zavelstein. – ³ Am bekanntesten: W. Wurm, Waldgeheimnisse, 2. Aufl., Stuttgart 1895. – ⁴ Feucht, Die Streumissen im Nordschwarzwald, eine überwundene Waldform. „Aus der Heimat“ 1957. – ⁵ Feucht, Forche und Heide im nördlichen Schwarzwald. Forstl. Wochenschrift Silva 1922, Nr. 18. – Ders., Aus dem Forchengebiet des nördlichen Schwarzwalds. Silva 1926, Nr. 24. – Ders., Ergebnis zweier Versuche zur Heidebekämpfung in Forchenbeständen des Nordschwarzwalds. Allg. Forst- u. Jagdzeitung 1940. – ⁶ Feucht, Die kleine Tour bei Teinach und ihre Denksteine. „Aus dem Schwarzwald“ 1925. – ⁷ Feucht, Ein Blumengarten im Schwarzwald. „Aus dem Schwarzwald“ 1934. – ⁸ Feucht, Stammkrümmungen und andere Wuchsabweichungen bei Nadelholz. „Aus der Heimat“ 1951.

Schloß Warthausen bei Biberach an der Riß

Von Gabriele v. Koenig-Warthausen

Da wo das Ende eines sich vor Jahrtausenden vom Bodensee her erstreckenden Gletschers vermutet wird, an einer weithin das Rißtal beherrschenden Stelle, erhebt sich das in seiner jetzigen Form der späten Renaissance angehörende Schloß Warthausen. Staffelförmig ist der hohe, spitzauslaufende Giebel; drei achteckige, auf runden Fundamenten ruhende Türme schließen die beiden Flügel ab. Der größere ist nach Osten, der kleinere nach Norden gerichtet. In geringer Entfernung schließen sich westlich des Schlosses die Wirtschaftsgebäude an. Günstige Bus- und Bahnverbindungen, Autostraßen von Ulm und Ehingen, die Nähe der 4 km entfernten Kreisstadt Biberach bewirken, daß Warthausen viel weniger isoliert liegt als manche andere Landsitze.

Der Name wird verschieden gedeutet. Nicht unglaublich ist, daß hier dereinst ein römisches Warthaus gestanden habe, wenn auch keine Funde aus römischer Zeit gemacht wurden, so war doch ringsherum nachgewiesenermaßen römisches Gebiet. Die erste geschichtliche Nachricht über die älteste Burg besagt, daß die Edlen von Warthausen sie 1168 an Kaiser Friedrich I., den Barbarossa, verkauften, als sie selbst sich nach Alberweiler zurückzogen. Um 1234 wurde die Herrschaft Warthausen, damals noch viel größer in ihrer Ausdehnung bis zum Buchauer See, dem Hause Waldburg verliehen. Ihm folgten als Besitzer die Herren von Waldsee, die Warthausen 1334 an die Herzöge von Österreich verkauften. Diese wiederum verpfändeten es vielfach als Lehen, so an die Freyberg, die Stain und schließlich 1446–1531 an die Stadt Biberach. Mit ihr gehörte auch Warthausen dem Schwäbischen Bund an.

Anno 1474 wurde die alte Burg, wohl durch Blitzschlag, an Mariä Himmelfahrt durch ein Großfeuer total zerstört. 1529 trat Biberach das österreichische Lehen an Dr. Hans Schad ab, einen erbitterten Gegner der Reformation, der sich bester Beziehungen zum Hause Habsburg erfreute. Den Ausfall hat die Stadt nachmals sehr empfunden, denn neun Dörfer und etliche Güter gingen ihr verloren, wie ein späterer Chronist verzeichnete. Schon 1543 brach wieder ein größerer Brand im Schlosse aus, wohl noch vor Fertigstellung des Neubaus. Um 1560

wurde er vollendet, wobei ein Teil der mittelalterlichen Mauern, besonders im Nordtrakt, verwertet wurde. Der damalige Grundriß ist noch der heutigen, obwohl das Schloß in der Neujahrsnacht 1621 noch einmal total niederbrannte und erst darnach seine heutige Gestalt erhielt.

Der Dreißigjährige Krieg brachte ebensowenig wie die Bauernkriege nennenswerte Schäden, doch ging es mit dem Wohlstand der Familie bergab, und als 1695 die Warthausener Linie der Schad ausstarb, fiel das Lehen an Österreich zurück; das gab es 1696 an die bereits in Oberschwaben begüterten Stadion weiter. Unter diesen erlebten Warthausen seine Hochblüte im glücklichen 18. Jahrhundert. Zunächst wurde es gründlich modernisiert. 1710 wurde das schöne, lichte Treppenhaus aus Solnhofener Stein, dem „deutschen Marmor“, mit reichen Deckenschmuckornamenten vollendet. Die Schloßkapelle, seit 1945 evangelischem Gottesdienst eröffnet, mit ihrem Spätrenaissanceportal, dem alten Gestühl, zwei gotischen Gemälden aus dem 15. Jahrhundert, zwei Holzskulpturen aus dem 16., einer Kopie nach Murillo und ländlichem Freskoschmuck, stammt aus dem Jahre 1719. Die beiden Türme des Wasserwerks, einer im Tal, einer im Park, wurden ebenfalls zu jener Zeit erbaut, einige Jahrzehnte später die Wirtschaftsgebäude von Anton Haaf, einem nach Warthausen Zugewanderten, den Graf Stadion ausbilden ließ. Auch die Anlage des Parks geht auf Stadionsche Zeit zurück, wenn sein Umfang auch heute stark reduziert ist, nur noch eine der alten Lindenalleen erhalten, die Wasserspiele verschwunden sind.

Als sich Graf Friedrich v. Stadion (1691–1769), kurmainzischer Staatsmann, 1761 ganz nach Warthausen zurückzog, versammelte er eine Art Hofstaat um sich. Zum engsten Kreis gehörten außer seinen beiden Söhnen und drei Töchtern auch sein illegitimer Sohn, Frank von La Roche mit Gattin Sophie, geb. v. Gutermann. Zahlreiche Gäste aus Diplomatie, Wissenschaft und Kunst vergrößerten die heitere, dem verfeinerten Lebensgenuß aufgeschlossene Gesellschaft. Stadion war einer der namhaftesten Vertreter der Aufklärung, der in



Schloß Warthausen

Mainz schon lange in ihrem Sinn gewirkt hatte. Er schaffte die Hexenverbrennungen ab und setzte sich für die freie Pürsch seiner Bauern ein; er ließ Handwerker ausbilden, die seiner Meinung nach auch aufs Land gehörten. Er führte Verbesserungen im Landbau, z. B. Anpflanzung der Kartoffel ein; er war ein Mäzen aller Künste. So hatte er Johann Friedrich Tischbein dem Älteren ein Stipendium nach Italien und Frankreich gewährt. Ein vorzügliches Ölporträt des Grafen und zwei Aquarelle, seine Töchter darstellend, erinnern noch heute im Schloß an Tischbein. Gräfin Maximiliane hatte den Rang einer Fürstäbtissin zu Buchau. Häufiger Gast im Schloß war auch der aufgeklärte Ortspfarrer Heggelin und mit ihm auch der schwäbische Dialekt-dichter Pater Sebastian Sailer.

Der bedeutendste Stern des Musenhofes war aber Christoph Martin Wieland, eingeführt durch seine ehemalige Braut Sophie v. La Roche. In Warthausen wandelte er sich vollends vom weltfremden Schwärmer zum gewandten Weltmann; hier fand er Shakespeares Werke, die er übersetzte. Bekanntlich fand die erste deutsche Aufführung des „Sturm“ unter Wielands Regie in Biberach statt. In „Agathon“,

„Musarion oder die Philosophie der Grazien“, „Don Silvio von Rosalva“, „Idris“, „Der Neue Amadis“ und den „Komischen Erzählungen“ finden Warthausener Eindrücke ihren Niederschlag. Auch in Wielands Briefen preist er Warthausen in begeisterten Tönen, obwohl es – nicht ohne sein Verschulden – eine Zeitlang zur Trübung der herzlichen Beziehungen gekommen war. Es war Sophie, die versöhnen mußte. Sie selbst hatte in ihrer Warthausener Zeit noch nicht zur Feder gegriffen; als sie es später tat, gedachte auch sie der dortigen Zeit in ihren Schriften, besonders ihrem bekannten Erziehungsroman „Geschichte des Fräulein v. Sternheim“. Wielands Name lebt in einem Zimmer des Schlosses fort, in einer Lindenallee und im Wasserturm, wo im oberen Stock die Brunnenstube, unten ein möblierter Raum mit französischem Kamin war, der ihm zur Verfügung stand. Heute ist dieser Turm ganz eingerichtet und vermietet.

Mit dem Tode Friedrichs v. Stadion und Wielands Wegzug nach Erfurt war Warthausens Glanzzeit erloschen. Noch einmal wurde es ins Weltgeschehen einbezogen, als es 1806 dem französischen Marschall Ney zum Quartier diente. Der Enkel Johann Phi-

lipp hatte die staatsmännische Begabung Friedrichs geerbt, ja er wurde bekannter als Vermittler des Bündnisses zwischen Österreich und Rußland gegen Napoleon. In Warthausen hielt er sich nur selten auf. Durch die rheinische Bundesakte kam Oberschwaben unter württembergische Landeshoheit. Da sich die Stadion – streng österreichisch gesinnt – mit der neuen Ordnung nicht befreunden konnten, verkauften sie schließlich den ganzen Besitz an die Krone Württemberg. Von ihr erwarb Freiherr Friedrich August v. Koenig 1829 Schloß, Nebengebäude und Gut; im Besitz seiner Nachkommen ist es noch heute. Das alte Inventar war nicht mehr vorhanden; nur einige der alten Möbel konnte Freiherr Friedrich zurückerwerben, so daß der Stadionsche Salon nebst dem Turm, in dem Wieland seine neuen Dichtungen vortrug, annähernd in der

alten Einrichtung erhalten sind. Diese und andere Räume stehen unter Denkmalschutz und sind Besuchern unter Führung geöffnet. Bemerkenswert sind besonders die schönen Renaissance-Schränke in den Korridoren, alte Kachelöfen, Waffen aus den Bauernkriegen, Kanonen. Vieles vom Bilderschmuck ist von Freifrau Elise v. Koenig, geb. v. Hügel, geschaffen, die eine gute Kopistin und Porträtistin war.

Kurz vor dem zweiten Weltkrieg wurde ein Konzertsaal im Schloß mit einem Abend von Prof. Wilhelm Kempff eröffnet. Nach dem Krieg folgten eine Reihe von Konzerten, Dichterlesungen und Vorträgen, die sich in der Umgegend großer Beliebtheit erfreuten. Noch immer besteht für Warthausen und seine Bewohner der Höhepunkt des Jahres im allsommerlichen Konzert von Meister Wilhelm Kempff.

Zum 100. Todesjahr von Justinus Kerner

Von Karl Greiner

In Nr. 1 dieses Jahrgangs der „Schwäbischen Heimat“ hat Wilhelm Schoof über „Freiligraths Begegnung mit Justinus Kerner“ berichtet. Ehe aber das 100. Todesjahr des einzigartigen Schwabendichters und Seelenarztes zu Ende geht († 22. Februar 1862), erscheint es angebracht, seiner Persönlichkeit und seines Wirkens nochmals zu gedenken. Die Kenntnis der Jugendzeit Kerners wird hier vorausgesetzt. Darüber hat er uns selbst in seinem 1849 erschienenen „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ viele Einzelheiten geschildert. Zunächst sei hier an den ersten Teil seiner öffentlichen Wirksamkeit erinnert, der heute – völlig zu Unrecht – weithin der Vergessenheit anheimgefallen ist.

Nach Abschluß einer großen Studienreise und einem kurzen Aufenthalt an verschiedenen Orten der Heimat ließ sich der 24jährige Doktor der Medizin 1810 als Badearzt in Wildbad nieder. Dies war zwar keine amtliche Bestallung, vielmehr übte Kerner seinen Arztberuf dort auf privater Grundlage aus. Das um jene Zeit nur schwach besuchte Bad ließ ihm viel Zeit, sich neben dem Hauptberuf den musischen Künsten zu widmen. Ja, wir dürfen sagen:

Wildbad war der Geburtsort seiner ersten größeren literarischen Werke. Zunächst entstand dort eine Arbeit, die als die beste dichterische Leistung Kerners bezeichnet worden ist: „Die Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs.“ Unterlagen dazu hatte er auf seiner großen Deutschlandreise gesammelt. Daneben stand er in dauerndem Briefwechsel mit Ludwig Uhland, mit dem er schon als Tübinger Student einen Freundschaftsbund fürs Leben geschlossen hatte, sowie mit dem etwas jüngeren Dichter Gustav Schwab. Es ging Kerner dabei vor allem um eine Herausgabe der damals besonders beliebten poetischen Taschenbücher. Die beiden Tübinger Freunde, Uhland und Schwab, besuchten daher ihren Justinus, als den Dritten im Bunde, in Wildbad, zur Verwirklichung dieses Projektes.

Mit Staunen vernehmen wir aber nun, daß der Badearzt während seinem knapp zweijährigen Aufenthalt im Badestädtchen sich nebenamtlich nicht nur dichterisch betätigte, sondern daß er auch literarisch-wissenschaftlich tätig war. 1812 erschien die erste Auflage seiner Schrift: „Das Wildbad im Königreich Württemberg.“ Dieses noch heute beachtens-



Justinus Kerner im Kreis seiner Freunde.

Vordere Reihe: Lenau, Schwab, Kerner, Uhland, Varnhagen; hintere Reihe: Theobald Kerner, Graf Alexander, Mayer, Rikele Kerner

werte Büchlein, das uns einerseits den Gelehrten und andererseits den Dichter zeigt, erlebte später noch drei weitere Auflagen. Die dritte enthält auch Nachrichten über Liebenzell und die vierte daneben noch solche über Teinach. Aimé Reinhard (Justinus Kerner und das Kernerhaus) urteilt darüber: „Kerners Werkchen hat das Verdienst, sowohl seine Landsleute als auch das Ausland auf den Wert des bis dahin fast unbeachteten Schwarzwaldbades aufmerksam gemacht zu haben.“ In einer einfachen, aber klaren Darstellung der Heilquellen und ihrer Wirkungen zeigt sich voll und ganz der Badearzt, in der ansprechenden Schilderung des Enztales und seiner herrlichen Natur sowie den Sagen seiner Umgegend spricht dagegen der Heimatfreund und Dichter in warmen Worten zu uns.

Seine gelegentlichen Wanderungen führten Kerner zweifellos auch nach Calw und Hirsau. In der Abteilung seiner Gedichte „Schwäbische Sagen“ finden wir die Titel „Graf Olbertus von Calw“ und „Die Stiftung des Klosters Hirsau“. Einige Strophen aus seinem „Graf Olbertus“ lassen erkennen, daß der

Dichter das restliche Gemäuer der abgetragenen Calwer Grafenburg persönlich besichtigt haben wird.

Wie Kerner aus der Calwer Geschichte nicht eine historische Tatsache, sondern ein sagenhaftes Problem herausgegriffen hat, ebenso hat ihn bei Hirsau nicht dessen Klostersgeschichte, dagegen die Helizena-legende angezogen. Nach dieser soll schon im Jahre 645 ein Kirchlein mit Zelle dort errichtet worden sein. Lediglich diesen Sagenstoff hat er in einem langen Gedicht verherrlicht. Beide Beispiele, wie auch weitere Produkte seiner Gedichtsammlung zeigen, daß Kerner nicht nur die nackte Wirklichkeit klar erkannte - scharfe Naturbetrachtung war ihm eigen -, sondern auch von der dahinterliegenden dunklen Seite des irdischen Geschehens mit magischer Gewalt angezogen wurde.

Eine Möglichkeit, sich in Wildbad endgültig niederzulassen, war für den Badearzt des geringen und ungesicherten Einkommens wegen nicht vorhanden. Schmerzlich für ihn, denn es war ihm ein Herzensbedürfnis, sein geliebtes „Rikele“ (die Pfarrerstochter Friedrike Ehmann) baldmöglichst heimzu-

führen. Kerner verzog daher nach Welzheim, verheiratete sich und übte dort mit gutem Erfolg seinen Arztberuf aus. Es war ihm aber auch dort nicht möglich, ein eigenes Heim zu erlangen. Daher 1815 neuer Wechsel: Kerner wurde Oberamtsarzt in Gaildorf. Von dort kam er anlässlich einer größeren Reise durch Weinsberg. Beim Anblick des ruhigen Städtchens am Fuße der Weibertreu rief er wie ahnend aus: „Hier ist es schön, da möchte ich wohnen.“ Sein Wunsch ging in Erfüllung. Die später freigewordene Stelle eines Oberamtsarztes in Weinsberg wurde ihm übertragen, und im Januar 1819 verzog die Familie Kerner – es waren inzwischen auch zwei Kinder angekommen – an den ihr von der Vorsehung bestimmten Platz.

Es ist im Rahmen dieser kurzen Abhandlung nicht möglich, das idyllische und reichgestaltete Leben im Kernerhaus im einzelnen darzustellen (vgl. dazu besonders Aimé Reinhard, „Justinus Kerner und das Kernerhaus“ sowie eine Darstellung seiner eigenen Tochter Maria, verheiratete Niethammer: „Justinus Kerners Jugendliebe und mein Vaterhaus“). Dieses Haus am Fuße der Weibertreu glich schon bald einem Wallfahrtsort. Dichter und Denker aus allen Gauen und Ständen kehrten dort ein, aber auch einfache trost- und hilfsbedürftige Menschen fanden im Kernerhaus freundliche Aufnahme und, wenn irgend möglich, praktische Hilfe. Justinus und sein Rikele arbeiteten hier Hand in Hand.

Einen Überblick über den engeren Kreis der Freunde des Dichters gibt uns das angeschlossene, heute nur noch wenig bekannte Bild: eine Geisteselite, in idylischem Rahmen um Justinus Kerner gruppiert!

Auch in einen wissenschaftlichen Streit – nicht als Dichter, sondern als Seelenarzt – wurde Kerner in Weinsberg hineingezogen. Dies geschah besonders nach seiner 1830 erstmals veröffentlichten Schrift: „Die Seherin von Prevorst.“ Auf die dort geschilderten, zum Teil heute noch umstrittenen Probleme soll hier nicht näher eingegangen werden. Als Gewißheit darf aber gelten: Kerner hat in diesem Buch seine Beobachtungen aus einer dreijährigen Behandlung der seelisch erkrankten Frau Friedrike Haupte mit großer Gewissenhaftigkeit niedergelegt.

Damals beurteilte er sich und sein Wirken selbst mit den Worten:

„Flüchtig leb' ich durchs Gedicht,
durch des Arztes Kunst nur flüchtig:
Nur wenn man von Geistern spricht,
denkt man mein noch – und schimpft tüchtig.“

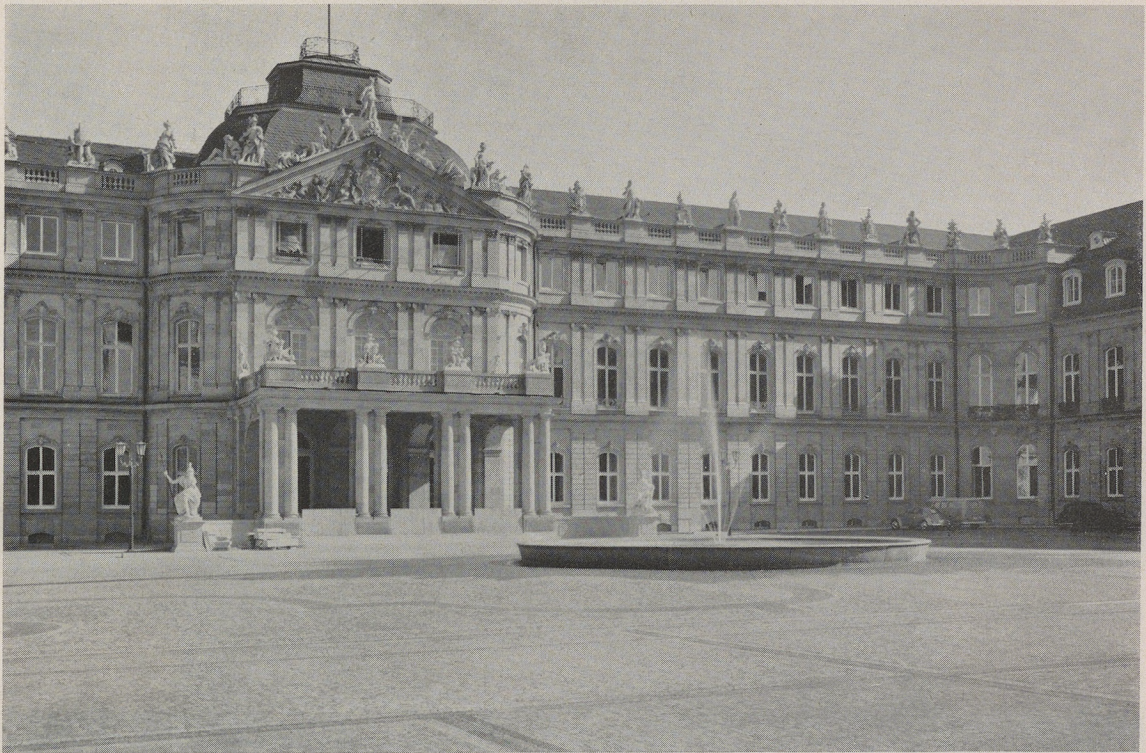
Der ihm angeborene Humor verließ ihn aber auch damals nicht. Als ihn ein Freund wegen den gegen ihn gerichteten Angriffen zu trösten suchte, antwortete er diesem:

„Nanntest eine Leidensblume mich in deiner
Liebe, Freund!
Fühle nichts von solcher Blume, doch du hast es
gut gemeint.
Aber immer wird mir klarer, daß ich eine Distel
bin,
eine Distel üppig blühend, ästevoll und saftig
grün.
Was den Glauben mir gegeben, ist, ich sag' dir's
traulich still,
das, daß eine Herde Esel immerdar mich fressen
will.“

Das Rikele, die treusorgende Mutter im Kernerhaus, verstarb im Jahre 1854. Um ihren Justinus wurde es nun etwas stiller. Er war aber auch weiterhin dichterisch und auch sonst literarisch tätig. Bis zuletzt galt auch seine Sorge der von ihm so geliebten und dauernd betreuten Ruine Weibertreu. Ihm war und ist es vor allem zu danken, daß die bis zu seiner Ankunft in Weinsberg ungepflegte Burgruine mit Umgebung und Zugang ein ansprechendes Aussehen erhielt und den Wanderer zur Besichtigung reizte.

Endlich, durch ein Augenleiden fast völlig erblindet und körperlich geschwächt, war er genötigt, die Feder niederzulegen und auch mehr und mehr seine vielseitigen Bemühungen einzustellen. Er verstarb in der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1862. Seinem Wunsche entsprechend ließen seine Kinder in das Grabmal – eine einfache Steinplatte – nur die Worte aufnehmen: „Friederike Kerner und ihr Justinus.“

In seinem 1858 erneuerten Doktordiplom wurde der Urkunde ein Satz angefügt, der als typisches Werturteil für Kerners Leben und Wirken gelten darf: „Er war ein Trost der Kranken, eine Geißel der Dämonen, Wonne der Musen und süße Zier des Vaterlandes.“



Das Neue Schloß in Stuttgart

Aufnahme Landesbildstelle Württemberg

Rudolf Lempp

zu seinem 75. Geburtstag

26. November 1962

In diesen Blättern wurde zum 26. November 1957 die Persönlichkeit von Professor Rudolf Lempp und sein umfassendes Wirken als Hochschullehrer und Architekt besonders gewürdigt. Rudolf Lempp hatte damals sein 70. Lebensjahr vollendet. Gerhard Schneeweiß widmete dem Jubilar im Dezemberheft 1957 ein gutes Wort, dem wir kein besseres hinzuzufügen vermögen.

Wenn wir Professor Lempp heute zu seinem 75. Geburtstag gratulieren dürfen, so können wir es nur mit großer Freude und mit dem herzlichsten Dank dafür tun, daß uns dieser Baumeister in seltener Frische während der vergangenen 5 Jahre die Reihe seiner Arbeiten um einige sehr wertvolle Beiträge bereichert hat:

Prof. Lempp hat in allerletzter Zeit in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. h. c. Linde und Prof. Dr. Rösiiger das Baudenkmal Nr. 1 unseres Landes, das Neue Schloß, wieder aus den Trümmern zu neuem Leben erweckt. Wer kann sich dem starken Eindruck entziehen, den dieser königliche Bau im Rahmen der städtebaulichen Anlage zwischen Bahnhof und Stiftskirche wieder auszuüben vermag? Wir können heute – im wahren Sinne des Wortes – „begreifen“, wie die Steine dort von einer lebendigen Gestaltungskraft ihrer Baumeister zu reden verstehen. Wieviel Ehrfurcht vor der Leistung der Vorfahren, wieviel Einfühlungsvermögen und wieviel Hingabe erfordert das Wiedereingliedern der baugeschichtlich bestimmten Form in unserer problematisch gewor-



Rathaus in Worms

Aufnahme Metz, Tübingen



Oberbürgermeisterzimmer im Rathaus zu Worms

Aufnahme Kulturinstitute Worms



Grabung in St. Dionysius Eßlingen

Aufnahme Uhland-Clauß

denen Gegenwart! Müssen wir alle es nicht zugestehen, daß die noch erhaltenen Zeugen der Baukunst vergangener Jahrhunderte wie aus einer anderen, einer erhabeneren Welt auf unsere Zeit herüberschauen, einer Zeit der Auflösung guter Ordnungen.

Daß uns Bestes unter Aufopferung persönlicher Eigenwilligkeit erhalten bleiben kann, konnten wir bei Rudolf Lempp lernen, und das dürfen wir ihm danken.

Wir lesen in diesen Tagen viel von bedeutsamen Funden unter der Stadtkirche (Dionysius) in Eßlingen. Sein Können und seine Liebe zur kirchlichen Aufbauarbeit hat Prof. Lempp mit der Aufgabe zusammengeführt, dieser alten Kirche ihre ursprüngliche Schönheit wiederzugeben. Wenn dabei unter der Kirche Forschungsarbeiten durchgeführt wurden, dann weiß der Fachmann wohl, welch technische Erfahrung für den verantwortlichen Baumeister erforderlich ist, um alle diese Entdeckungsarbeiten

ohne Gefahr für das Bauwerk durchzusteuern, ehe er an seine eigentliche Aufgabe kommen kann.

In die letzten 5 Jahre fiel auch die Einweihung der Rathäuserweiterung zu Worms. Daß Rudolf Lempp dazu berufen war, wie an der Erlöserkirche hier in Stuttgart, so auch dort auf dem Erbe von Theodor Fischer weiterzubauen, ist doch wohl von ganz besonderer Bedeutung:

Der Altmeister Theodor Fischer fand zu seiner Zeit, da die malerische Auffassung in der Baukunst der konstruktiven übergeordnet werden wollte, eine klare glückliche Synthese.

Das Anliegen von Rudolf Lempp blieb es ebenso, aus der Bindung an die einfache konstruktive Notwendigkeit in aller Bescheidenheit die Form zu entwickeln. Das Ergriffensein eines Baumeisters von einer Sendung ist entscheidend.

So wird noch tüchtig gearbeitet in der Werkstatt des Meisters. Die reiche Erfahrung paart sich mit der leidenschaftlichen Liebe zur handwerklichen und konstruktiven Durchführung der zu lösenden Bauaufgaben. In vollem Verantwortungsbewußtsein vor

dem Überkommenen wie vor der Zukunft wird dort jeder Schritt getan.

Gewiß schreitet die Baukunst auf den Schultern technischer Perfektion weiter. Ihr geistiger Gehalt kann aber nur dort von Dauer und Bedeutung sein, wo sie sich nicht mit dem täglichen Markt verbindet und wo sie es nicht mit dem Überkommenen zum Bruch kommen läßt. Ein reiferer Gedanke, der Ausblick von einem höheren Standpunkt auf das erhabene Ziel alles Schaffens sollte die Überbetonung der individuellen Einzelleistung ablösen.

Rudolf Lempp hat jene Reife erreicht. Sein guter Rat wird in vielen Ehrenämtern gerne gehört und in Anspruch genommen. Sie wollen hier nicht einzeln genannt sein. Wir haben nach den letzten 5 Jahren noch mehr des Dankens dem hinzuzufügen, was damals in diesen Blättern ausgesprochen wurde. Wir möchten nur wünschen, daß diese immerfrische Kraft der Denkmalpflege und der Baupflege unseres Landes zu dessen geistigem Bestand uns noch recht lange erhalten bliebe.

Hannes Mayer

In weihnachtlichen Gassen

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus.
Sinnend geh ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus aufs freie Feld,
Hehres Glänzen, heiliges Schauern –
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen.
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigts wie wunderbares Singen –
O die gnadenreiche Zeit!

Josef von Eichendorff

Die Kirchenbücher der Klosterpfarrei Neresheim als heimatgeschichtliche Quelle

Von P. Paulus Weißenberger

I. Abtei und Pfarrei

Pfarrmatrikeln oder Kirchenbücher haben ihren eigenen Reiz. Man muß sie freilich zu lesen verstehen. Wenn sie in ältere Zeiten zurückreichen, sollte man auch die lateinische Sprache etwas beherrschen. Solche Matrikeln sind nicht bloß wichtig für das Wissen um Gehen und Kommen von Generationen, um Werden und Vergehen der Menschheit, um das Leben einer kleineren oder größeren Pfarrei. Sie sind es auch für die Kenntnis der sozialen Gegebenheiten einer Zeit oder für die Bevölkerungsstatistiken und ihre Geschichte, für die Geschichte der Berufe und Handwerke wie ihrer Bezeichnungen. Besonders interessant können solche Matrikeln dann werden, wenn sie, wie in Neresheim, mit einem Benediktinerkloster verbunden waren und sind, weil sie so zugleich von dessen Leben manches spüren lassen, was wir aus anderen Quellen nicht erfahren würden. So seien im folgenden einige Blicke getan in die Matrikelbücher der Klosterpfarrei auf dem Ulrichsberg zu Neresheim, die noch verhältnismäßig jung ist, da sie kaum den 200. Geburtstag hinter sich hat; auch von diesen zwei Jahrhunderten werden fast nur solche Ereignisse festgehalten, die mit dem im Jahr 1803 aufgehobenen Kloster Neresheim zusammenhängen und dessen Vergangenheit beleuchten.

1. Vom Werden der Klosterpfarrei in Neresheim

Daß eine Benediktinerabtei mit einer Pfarrei verbunden ist, ist heute in Deutschland und vor allem in Österreich (seit Kaiser Josef II.) zwar vielfach üblich, war aber ehemals nicht so. Auch mit der Abtei Neresheim war ursprünglich keine Pfarrei verbunden. Die Pfarrei zu ihren Füßen in der jetzigen Stadt Neresheim, die wohl ziemlich gleichaltrig mit dem Kloster auf dem Berge sein dürfte, hatte mit letzterem, abgesehen von den mit der Inkorporation verbundenen Rechten und Pflichten der Abtei gegenüber der Pfarrei, wenig zu tun. Die Abtei selbst mit ihren Mönchen war der Stadtpfarrei gegenüber immer „exempt“, d. h. von ihr völlig unabhängig.

Schon seit dem Mittelalter war es indes in den meisten Abteien aus Not Brauch geworden, eine Anzahl weltlicher Beamter und Angestellter für die verschiedenen inneren und äußeren klösterlichen Aufgaben aufzunehmen und anzustellen. Denn das Laienbrüderinstitut, das einst bei den Cisterziensern und Hirsauern in besonderer Blüte gestanden hatte und gerade für solche, den Chor- und Priestermonchen ferner liegende Arbeiten in Frage kam, hatte seit dem späten Hochmittelalter allmählich seine Bedeutung völlig verloren und war fast ganz in Abgang gekommen.

Diese weltlichen Beamten, Diener und Angestellten im Kloster selbst auf längere Dauer zu beherbergen, mochte zu manchen Unzuträglichkeiten geführt haben. So entschloß sich Abt Benedikt Maria Angehrn von Neresheim bald nach Antritt seiner Regierung (1755 bis 1787), sie in nächster Nähe des Klosters, aber außerhalb des eigentlichen Klosterbereichs, unterzubringen und baute deshalb für sie die sogenannten Beamten- und Dienerrhäuser am Klosterberg, deren im ganzen sechs errichtet wurden.

In Neresheim betrug diese weltliche Dienerschaft in der Barockzeit, alles in allem genommen, kaum ein halbes Hundert (vgl. P. Weißenberger, Die Beamten- und Dienerschaft im Reichsstift Neresheim und ihre wirtschaftliche Lage im 18. Jahrhundert, Dillingen 1929, 41 Seiten). Alle Pfarrechte über diese Angestellten, d. h. vor allem Taufen, Trauungen, Beerdigungen mit den entsprechenden Einnahmen oder Stollgebühren kamen bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus dem jeweiligen Pfarrer der Stadt Neresheim zu. Begreiflich, daß dieser auf seine Rechte und noch mehr auf die abfallenden Gebühren gar sehr bedacht war. Das führte mit der Zeit zu manchen Mißhelligkeiten. Es ist darum begreiflich, daß ein Mann wie der temperamentvolle Abt Benedikt Maria Angehrn, der gegenüber der weltlichen Vogteiherrschaft der Grafen von Oettingen-Wallerstein seinem Kloster, wenn auch unter unverhältnismäßig großen Opfern, die Freiheit erkämpfte, auch in kirchlicher

Beziehung seiner Abtei bzw. seinen weltlichen Beamten und Angestellten die völlige Unabhängigkeit vom Pfarrer der Stadt Neresheim sichern wollte und sich deshalb beim damals zuständigen Ordinariat des Bischofs in Augsburg um die Pfarrechte für seine Abtei und Abteikirche bemühte.

In der Chronik der, Neresheim zunächst liegenden, einstigen Benediktinerabtei Mönchsdeggingen/Ries (Harburg, fürstliche Bibliothek V 2, 4^o, 1 B. Zimmermann, Decennia mon. Deggingen. 1730/69, II S. 32 n. 49) heißt es über den Erfolg dieser Bemühungen kurz und bündig: „Hoc anno monasterium Neresheimense ab episcopo ringente nonnihil parochio civitaculæ (sc. Neresheimensis) licentiam impetrat erigendi parochiam in ecclesia monasterii pro famulis monasterii ita, ut omnia parochialia munia exercere valeant“ (in diesem Jahr erbittet das Kloster Neresheim zum großen Ärger des Pfarrers des Städtchens Neresheim vom Bischof die Erlaubnis zur Errichtung einer Pfarrei in der Klosterkirche, und zwar für die Angestellten des Klosters, so daß sie [d. h. die Mönche] alle Pfarr-Rechte ausüben können).

Tatsächlich erhielt Abt Angehrn im Jahr 1760 die gewünschte Erlaubnis, wenn auch vorerst nur mündlich, und so beginnt mit dem genannten Jahr die Geschichte der Klosterpfarrei Neresheim.

2. Die Grenzen der Klosterpfarrei

Als Angehörige der Klosterpfarrei Neresheim zählten sämtliche im Kloster angestellten weltlichen Personen männlichen oder weiblichen Geschlechts, soweit sie innerhalb des Klosterbereichs, am Klosterberg oder im sogenannten Schafhof (nach einem späteren Pächter sogenannter Abeleshof) nördlich der Abtei wohnten, bei welch letzterem „man das 3. Evangelium am letzten Pfingstfeiertag zu singen pflegt, wann man processionaliter um das Korn geht“. Wer von den Klosterangestellten aber in der Stadt Neresheim wohnte, gehörte auch dorthin in die Pfarrei.

Die Grenzen der Klosterpfarrei zogen sich vom Kloster nach Norden über den sogenannten Bennenberg nach Maria Buch, wo sie die ehemalige zweitürmige Wallfahrtskirche, das Mesnerhaus und den „in Form einer Kapelle aufgemauerten Springbrunnen“ umfaßte (die drei Baudenkmäler wurden im August 1796 von durchziehenden Franzosen größtenteils niedergebrannt und nicht mehr wiedererrichtet). Von dort zog die Pfarrgrenze durch das sogenannte Tiefental zur sogenannten Sägmühle an der Egau. Es ist im wesentlichen die Grenze, wie sie noch heute gegenüber der Stadtpfarrei Neresheim besteht.

Die Klosterpfarrei blieb, mit nur ganz kurzer Unterbrechung, bis auf den heutigen Tag bestehen. So ergibt sich für die ehemalige Oberamtsstadt Neresheim, die auch heute noch eine der kleinsten Städte von Baden-Württemberg ist, die Merkwürdigkeit, daß ihre geistlichen Angelegenheiten auf drei Stadtpfarreien aufgeteilt sind, da seit 1951 auch die Angehörigen des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses zu einer Stadtpfarrei zusammengeschlossen sind. Dabei sei als weiteres Unikum vermerkt, daß die Klosterpfarrei in Neresheim die billigste aller Pfarreien der Diözese Rottenburg ist; sie kostet der Diözese keinen Pfennig, da der Klosterpfarrer oder, juristisch richtiger ausgedrückt, der Vikar der Klosterpfarrei keinerlei Gehalt, weder von der Diözese noch vom Staat oder vom Kloster empfängt.

3. Die Pfarr- oder Matrikelbücher

Jeder Pfarrer hat die Pflicht, nicht bloß über Einnahmen und Ausgaben der Pfarrpfünde genau Buch zu führen und Rechenschaft darüber vor dem Bischof bzw. seinen Organen, Dekan und Kamerer, abzugeben.

Jeder Pfarrer hat auch die Aufgabe, über seine Pfarrangehörigen, die er seelisch zu betreuen hat, genau Buch zu führen sowie die anfallenden Akten zu registrieren und für die kommenden Zeiten gut aufzubewahren. Man kann da in manchen Pfarr-Registaturen oder Pfarr-Archiven peinliche Ordnung und Sauberkeit finden, so daß es eine Freude ist, darin zu forschen. Man kann aber auch heute noch, unter oft fadenscheinigen Begründungen, das Gegenteil davon feststellen, was dann für den Forscher weniger angenehm und für den zuständigen Geistlichen oder Pfarrherrn weniger ehrenvoll ist.

Zu den Pfarr- oder Kirchenbüchern (auch Matrikel genannt, vom lateinischen mater, Mutter; die Pfarrei wird als geistliche Mutter geschaut, die ein Verzeichnis über ihre Kinder führt), die jeder Pfarrer, ob katholisch oder evangelisch, führen muß, gehören die Tauf-, Trauungs- und Sterbebücher (auch Totenbücher geheißen). In manchen dieser Bücher gibt es dann auch Listen von Firmungen, Osterkommunionen, Konfirmationen oder auch Konversionen.

Die Pfarrbücher der älteren Pfarreien reichen meist bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges (1648) zurück. Nur ganz wenige Matrikeln gehen darüber hinaus und reichen bis zum Ende des Konzils von Trient (1563), das die Führung von Pfarrbüchern erst so recht zur Pflicht gemacht hat (24. Sitzung). Nur äußerst selten haben sich Kirchenbücher aus noch

früherer Zeit erhalten, obgleich gerade in der Diözese Augsburg, zu der einst bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts und zur Errichtung der Diözese Rottenburg auch die Abtei und Stadt Neresheim gehört hatte, auf einer Synode zu Dillingen im Jahr 1548 die Einführung der Pfarrmatrikeln zur strengen Pflicht gemacht worden war. Aus dieser frühen Zeit stammen aus unserer Gegend noch die Pfarrbücher der Pfarrei Kössingen, die bereits im Jahr 1561 beginnen; in Bopfingen beginnt die älteste Matrikel bereits im Jahr 1546, also noch vor obiger Synode. Die allgemeine Einführung dieser wertvollen Kirchenbücher setzt sich erst mit Beginn des 17. Jahrhunderts überall durch. In der Klosterpfarre Neresheim beginnen sie mit dem Jahr 1760.

Die beiden ältesten Kirchenbücher der Klosterpfarre aus den Jahren 1760–1791 und 1792–1879 tragen als Einband Buchdeckel von Holz, die mit gelblichem Schweinsleder überzogen sind, das reiche Blindpresungen mit Blumen, Linien und anderem Zierat sowie eine bzw. zwei schöne alte Messingschließen aufweist. Das Titelblatt im ältesten Kirchenbuch trägt folgende Aufschrift: „Liber baptismalis, matrimonialis et mortualis parochiae in ecclesia monasterii Neresheim anno MDCCLX sub gratioso regimine reverendissimi ac amplissimi domini domini Benedicti Mariae S. C. M. consilarii et capellani perpetui necnon almae archiepiscopalis universitatis Salisburgensis p. t. assistentis et altefati monasterii Neresheimensis abbatis vigilantissimi noviter erectae“, d. h. zu deutsch: „Tauf-, Trauungs- und Totenbuch der Pfarrei in der Klosterkirche zu Neresheim, die im Jahr 1760 neu errichtet wurde unter der segensvollen Regierung des hochwürdigsten gnädigen Herrn, Herrn Benedikt Maria, Seiner Kaiserlichen Mayestät Rat und Erbkaplan wie auch der erzbischöflichen Universität Salzburg derzeitiger Assistent und des oben genannten Klosters Neresheim wachsamsten Abtes.“ Diesem feierlichen Titel folgt eine noch festlichere, dreiseitige „Dedicatio“ (Weihe) der neuen Klosterpfarre „ad ss. dioecesis Augustanae et monasterii Neresheimensis patronos Udalricum et Afram“, d. h. an die kirchlichen Patrone der Diözese Augsburg wie des Klosters Neresheim, die hl. Ulrich und Afra, in lateinischer Sprache. An sie schließt sich eine eingehende, nicht weniger als 38 Seiten umfassende Beschreibung „des Kloster Neresheimischen Pfarrbezürcks oder Pfarrfluer samt allen Verrichtungen, welche einem jeweiligen Pfarrer auf Anordnung Seiner Hochwürden und Gnaden des regierenden Herrn Prälaten Benedicti Mariae in vorfallenden Be-

gebenheiten obliegen“. Erst dann beginnen die eigentlichen Einträge der Matrikelbücher und zwar: 1760, 31. Oktober erste Taufe; 1764, 21. Februar erste Trauung; 1761, 8. April erster Todesfall; 1770, 7. Januar erste Konversion. Den Schluß des ältesten Pfarrbuches der Klosterpfarre bildet ein kurzer „Liber animarum“ (Seelenbeschrieb) mit entsprechenden Anweisungen zur rechten Führung dieses Buches. Nach einer dabei vorkommenden Notiz vom 1. Juli 1770 umfaßte damals die Klosterpfarre insgesamt 112 Seelen (Klosterangestellte mit Kindern und Bediensteten). – Der zweite Band der Kirchenbücher der Klosterpfarre trägt den einfacheren Titel „Liber baptismalis ... (wie oben) ... parochiae in ecclesia Imp. monasterii Neresheim MDCCLXXXII“, d. h. Tauf-, Trauungs- und Totenbuch der Pfarrei in der Kirche des Reichsstifts Neresheim 1792.

4. Die Besetzung der Klosterpfarre 1760–1860

In der Besetzung einer Klosterpfarre herrschte im allgemeinen nie die Stäte, wie sie sonst gewöhnlich in den Pfarreien der Weltgeistlichen anzutreffen ist und noch mehr war. Der klösterliche Pfarrvikar ist gewöhnlich nicht inamovibel, unabsetzbar, wie das nach dem katholischen Kirchenrecht von einem rechtmäßig eingesetzten Pfarrer gilt, der sich nichts zuschulden kommen läßt, oder gar auf Lebenszeit angestellt. Der klösterliche Pfarrvikar kann vielmehr jederzeit nach Gutdünken seines Vorgesetzten mit Zustimmung des Bischofs abgesetzt werden.

So kommt es, daß in der Klosterpfarre Neresheim, ganz ähnlich wie in der benachbarten ehemaligen Benediktinerabtei Mönchsdeggingen, eine verhältnismäßig große Zahl von Pfarrvikarsnamen auftauchen. Nach den verschiedenen Kirchenbüchern der Klosterpfarre hatten hier das Amt eines Pfarrvikars oder Klosterpfarrers im ersten Jahrhundert ihres Bestehens folgende Mönche von Alt-Neresheim inne (die Daten bedeuten das erste bzw. letzte Auftreten des betreffenden Mönchs in den Kirchenbüchern):

1760, 31. 10. bis 1762, 4. 7.	P. Modestus Hueber
1763, 17. 4. bis 1777, 13. 12.	P. Romanus Baumeister (1776 zugleich Prior)
1777, 13. 12. bis 1779, 7. 12.	P. Augustinus Mayr (1778 auch Subprior)
1780, 15. 1. bis 1782, 5. 10.	P. Ulrich Vögele
1782, 22. 12. bis 1785, 24. 1.	P. Simpert Lederer (1785 auch Subprior)
1785, 20. 4. bis 1787, 5. 7.	P. Aurelius Hindelang
1787, 3. 10. bis 1792, 15. 10.	P. Georg Schafhäutle
1792, 19. 11. bis 1793, 14. 8.	P. Karl Nack

1793, 28. 12. bis 1800, 12. 10.	P. Gregor Hiemer (1793/1795 zugleich Subprior)
1800, 25. 10. bis 1802, 25. 12.	P. Maurus Spöttl
1803, 8. 1. bis 1804, 7. 2.	P. Gregor Hiemer
1804, 21. 2. bis 1822, 28. 1.	P. Maurus Spöttl
1822, 25. 4. bis 1825, 19. 6.	P. Paulus Lasser, Stadtpfarrer in Neresheim, 1824/1832 Dekan des Landkapitels Neresheim, geht dann als Frühmeßbenefiziat nach Dischingen
(1825 bis 1833)	Pfarrer Josef Graf, Weltgeistlicher)
1833 bis 1837, September	P. Anselm Lang, Pfarrverweser und Schulinspektor für das Landkapitel Neresheim
(1837 bis 1843)	Pfarrer Ignaz Hafner, Weltgeistlicher)
1844, Februar	P. Anselm Lang
(1844 bis 1846)	Pfarrer Karl Alexander Blank, Weltgeistlicher)
1847, 27. 6.	P. Anselm Lang; gest. 26. Juni 1852 in der Stadt Neresheim im Alter von fast 74 Jahren; er war der letzte Mönch von Alt-Neresheim, der in Neresheim starb.
(1848, Januar bis 1878)	Pfarrer Josef Walter, Weltgeistlicher)

5. Die letzten Mönche im einstigen Reichsstift

Die Benediktinerabtei Neresheim wurde im Jahr 1803 durch die Säkularisation aufgelöst und ihr ganzer Besitz dem fürstlichen Haus Thurn und Taxis überlassen. Die 26 Priestermonche und fünf Laienbrüder (vgl. A. Lang, Kurze Geschichte des ehemaligen Klosters und Reichsstifts Neresheim, Nördlingen 1839, S. 113), welche das Kloster bevölkerten und ein Zeichen seiner Blüte zur Zeit seiner Aufhebung sind, konnten zum Teil noch bis zum Jahre 1806 als Lehrer am sogenannten Lyceum Carolinum wirken. Als dann auch dieses im Jahr 1806 seine Tore schloß und durch Fürst Karl Alexander von Thurn und Taxis aufgehoben wurde, schlug auch für jene Mönche, welche noch in Neresheim gewirkt hatten, die Stunde eines traurigen Abschieds von ihrer klösterlichen Heimat. Sie zogen meist auf Pfarrstellen oder zu ihren Verwandten oder wirkten fern von ihrer klösterlichen Heimat als Schulmänner und Erzieher.

Nur ganz wenige Mönche blieben in Neresheim zurück und wohnten hier im einstigen Reichsstift, in einem der Häuser am Klosterberg oder in der nahen Stadt Neresheim. In dieser schlug P. Anselm Lang sein Zelt auf, der die Stelle eines Schulinspektors für das Härtsfeld inne hatte und deshalb auch leicht hin

und wieder in der bisherigen Klosterpfarrei aushelfen konnte (siehe oben). Seine Name ist im Totenbuch der Stadtpfarrei Neresheim zu finden. Er ist zugleich der letzte jener Mönche des einstigen Reichsstifts, die in Neresheim selbst starben, nicht jedoch der letzte jener 31 Benediktiner, die den Untergang ihres Reichsstifts erlebten.

In der Sterbematrikel der Klosterpfarrei werden hingegen sieben andere Mönche des einstigen Reichsstifts genannt, wenn auch nur sechs davon erst nach Aufhebung des Klosters starben und somit als Angehörige der Klosterpfarrei gelten müssen.

Als am 18. August 1778 die Hochzeit des Oberamtmanns des damaligen Reichsstifts Neresheim, Herrn Philipp Schäfer, mit der Baronin Domizella Carolina von Frech, Tochter des Hofkanzlers in Dillingen, mit großem Gepränge stattfand und Reichsprälat Abt Benedikt Maria Angehrn in eigener Person unter Assistenz zweier Patres die Trauung während der hl. Messe vornahm, starb gleichzeitig im Kloster selbst P. Hartmann Kemnater, kaum 42 Jahre alt, der zuletzt als Chordirigent die Leitung der ganzen Musikpflege im Kloster unter sich hatte. Der damalige Provisor der Klosterpfarrei hält den Tod dieses tüchtigen Mannes eigens in einer Anmerkung fest, wohl um den Gegensatz zur festlichen Hochzeit zu betonen, zumal sonst die verstorbenen Mönche im Totenbuch der Pfarrei nicht verzeichnet werden, da sie nicht zu ihr gehörten.

Nach Aufhebung des Klosters starben innerhalb der Klosterpfarrei sechs Benediktiner des einstigen Reichsstifts; sie wurden alle im Friedhof nördlich der ehemaligen Abteikirche, den Abt Benedikt Maria Angehrn hatte anlegen lassen, beerdigt; ihre Gräber sind unbekannt, keine Inschrifttafel zeugt von ihnen. Es waren folgende:

1. P. Magnus *Faus*, gest. 22. April 1810, Professor der Philosophie, der Theologie und der alten Sprachen sowohl im Kloster Neresheim wie am fürstbischöflichen, von den Benediktinern Bayerns und Schwabens betreuten Lyzeum in Freising. Er war erst 46 Jahre alt und stand im 29. Profeß wie im 25. Priesterjahr. Er starb an Herzwassersucht und wurde durch den damals noch im ehemaligen Kloster weilenden Prior P. Meinrad Raringer begraben. Die Sterbematrikel nennt ihn einen „gelehrten, talentvollen Mann“.

2. Br. Bruno *Hornung*, vorletzter Laienbruder des Klosters, seines Berufes Schneider. Er stammte aus Ohmenheim, wo sein Vater Tagelöhner war. Er war 56 Jahre alt und hatte 30 Profeßjahre hinter sich. Er starb am 31. Dezember 1814 und wurde am 2. Januar 1815 ebenfalls von Prior P. Raringer begraben. Die Matrikel schreibt über

ihn: „Geschickt im Arbeiten und in allen seinen Dienstverrichtungen, ein Wohltäter der Armen und seiner armen Verwandten“.

3. P. Ulrich *Vögele*, gest. 27. Juli 1816. Er lehrte mehrere Jahre als Professor der Philosophie und Theologie in Amorbach (Benediktinerabtei) und am Lyzeum in Freising, wo er auch zeitweilig Regens des fürstbischöflichen Seminars war. In Neresheim bekleidete er zweimal das Amt des Priors. Er starb als Subprior im aufgehobenen Kloster im Alter von 81 Jahren, und zwar an Altersschwäche. Er zählte 51 Priester- und 56 Profeßjahre, hatte also ein doppeltes goldenes Jubiläum feiern können. Seine Heimat war das schöne mittelalterliche Städtchen Berching bei Neumarkt/Oberpfalz in der Diözese Eichstätt, wo sein Vater eine Rotgerberei betrieb. Er war nur drei Tage krank. Die Matrikel bezeichnet ihn als „ex omni parte optime meritus“ d. h. in jeder Beziehung höchst verdient.

4. P. Anton *Higler*, gest. 1. September 1818 an einem Schlaganfall im Alter von 79½ Jahren. Sein Vater war gräflicher Beamter auf Schloß Baldern/Ries. Auch er hatte

wie P. Vögele sein goldenes Profeß- wie Priesterjubiläum hinter sich.

5. Br. Notker *Jakob*, gest. 16. September 1824. Er wird als „der letzte sich im Kloster aufhaltende Benediktiner“ und zugleich als der letzte Laienbruder des einstigen Reichsstifts Neresheim bezeichnet. Er war zuletzt Sakristan und starb an einem Schlaganfall, wie P. Higler, im Alter von 71 Jahren, von denen er 52 Jahre im Kloster Neresheim verlebt hatte. Seine Heimat war das am Rand des Ries gelegene schöne bayrische Städtchen Wemding.

6. P. Hartmann *Böck*, gest. 9. August 1828 im Alter von 65¾ Jahren. Er hatte nach der Klösteraufhebung in einem Hause am Klosterberg gewohnt; Todesursache waren Brustwassersucht und Lungenlähmung. Er stammte aus Deisenhausen bei Krumbach in Schwaben und hatte sich vor allem um die wirtschaftlichen Belange seines Klosters als Kastenmeister und Großkeller verdient gemacht. Er ist der letzte der Mönche von Alt-Neresheim, der auf dem einstigen Klosterfriedhof seine Ruhestätte fand.

Weitere Abschnitte folgen in den nächsten Heften

Oberschwäbisches Brauchtum im Wechsel der Jahreszeiten

Von Rudolf Autenrieth

Von den Bräuchen des oberschwäbischen Menschen, besonders des mit ihnen in stärkerem Maße als der Städter verbundenen bäuerlichen Menschen soll in dieser Betrachtung die Rede sein; wir wollen einen Gang von „Lichtmeß bis Dreikönigstag“ machen, uns dabei bewußt werden, wie sehr Brauchtum im Ablauf des Jahres verankert ist. Die Zahl solcher Bräuche ist Legion, sie sind dem volks- und bodenverbundenen Menschen ganz geläufig, und er möchte sie nicht missen. So soll und kann denn hier nur ein Bruchteil erwähnt und gestreift werden. Vieles ist auch in anderen Gegenden anzutreffen, manches aber ist ganz örtlich gebunden, einmalig, oft in Jahrhunderten gewachsen. Manches ist schon wieder verschwunden. Auch von ihm soll hier die Rede sein.

„Lichtmeß, s'Spinne vergeß, z'Tag z'Nacht eß“. Ein Sprüchlein, das noch heute von Mund zu Mund geht, gibt als Quintessenz die Kunde von einem dahingeschwundenen Brauch, dem Spinnen in ländlichen Spinnstuben, auch Kunkelstuben genannt, das lange Zeit außer den Tanzereien bei Hochzeiten und an Feiertagen und dem Wirtshausbesuch dem geselligen Bedürfnis der Menschen auf dem Lande entgegenkam. In der dunklen Jahreszeit, wenn die Arbeit in Feld und Flur weitgehend ruhte, traf sich die dörfliche Jugend zwischen Martini und Lichtmeß (mancherorts auch bis Georgi) in den Spinnstuben; das Öl für die trauliche Lampe wurde allabend-

lich wechselnd von einer Familie gestellt. Volkslieder wurden zur Arbeit gesungen, so mancher Dorfklatz wurde dort ausgepackt, die jungen Burschen und Mädchen scherzten miteinander. Es war auch so eine Art Heiratsmarkt und man lernte seine Pappenheimer dort kennen. Sicher beherrschte schwäbischer Humor das Feld. Ein Volkskundler findet in den „Nestabenden“ des einstigen Wandervogels Anklänge an diese Spinnstubenabende.

Jedoch: nur „auf der Alm, da gibt's koa Sünd“. – Mißbräuche schlichen sich ein, „Ohnerbare schändliche Rätschereien und andere ungeziemliche Sachen“ heißt es in einer Verordnung vom Jahre 1715. Und in einem alten alemannischen Gebetbuch steht zu lesen: „die zusammenkunften in den gunkelstuben seynd gar selten ohne sünd“, und „in den gunkelstuben geschieht nichts anderes als leutaustragen, ehrabschneiden; was in der gemeinde ärgerliches geschieht, wird in der gunkelstuben ausgetragen, man singt bullieder, unkeusche Lieder, man redet unkeusch, man tanzet frech darein.“ – „Jugend von heute“ hat es eben immer gegeben (und bigotte alte Bet-schwestern auch).

Ein außerordentlich schönes religiöses Brauchtum ist am Bodensee in den Tagen um Lichtmeß zu finden: Die Hagnauer Eisprozession – ein Gegenstück zur Radolfzeller Wasserprozession. Jedoch während letztere alle Jahre stattfindet, findet die Eisprozession nur statt, wenn

der Bodensee ganz zugefroren ist, also selten genug. Eine Büste Johannes' des Evangelisten wird von Hagnau nach dem Schweizer Kloster Münsterlingen bzw. umgekehrt übers Eis getragen. Die Geistlichkeit, die Schulkinder, die Behörden geben ihr das Geleite.

Hier mag – nicht jahreszeitlich gebunden – ein anderes sehr selten ausgeübtes Brauchtum, das auch mit klimatischen Vorgängen am Bodensee verbunden ist, kurz erwähnt werden: wenn der „Teufelstisch“, eine steil aus dem See aufragende Felsenplatte, vor Wallhausen im Überlinger See infolge des niederen Wasserstandes auftaucht – wird auf ihm ein bischen gefestet, musiziert, getanzt. Anno 1959 war's beinahe mal wieder soweit. Auch dies: beinahe ein Jahrhundertbrauchtum.

Ein Schritt weiter: Der Winter neigt sich seinem Ende zu. Grund genug zum Frohsinn, zum Festen, zum Tanzen. Demonstrativ wird er verjagt: Der Hang zur Narretei bricht durch: Fasnacht! Schwäbisch-alemannische Fasnacht! Kein Karneval von Venedig, kein rheinischer Rosenmontagsumzug, kein Münchner Fasching. Nein: Aufbruch unheimlicher Masken, örtlich verschieden und doch im Grundtenor miteinander übereinstimmend, einem und demselben Volkstum zugehörig, mag es sich um Hexen, den Riedlinger Gole und seine Begleiter, den Schnabelgiri, die Pflaumenschlucker, den Fedrehannes, den Schuddig, die Hänsele oder die Plätzler handeln.

Jedes Jahr treffen sie sich in ihrer Stadt, in der ihr Brauch gewachsen ist und dann noch, alle geschlossen, bald da, bald dort. Unvergesslich sind ihre Umzüge dem, der sie erleben durfte. Dazu der Narrensamen, die „Mäschkerle“. Geschrei, Schlachtrufe: „Lumpeladie, Bodebirehengst!“ Ofeloch, Breisgau, Verslein: „Horig, horig ist die Katz“. Am bromigen Freitag schmieren sich die Kinder mit Ruß ein. Und dann plötzlich: Am Fasnachtsdienstag schon künden die Zeitungen: Traditionelles Aschermittwochschneckenessen. Wochenlang, monatelang wurden Deckelschnecken gezüchtet, gesammelt, verkauft. Jetzt wird ein großer Teil von ihnen auf einen Sitz verspeist. Ländliche Lokale und städtische sind gerammelt voll von Schneckenessern. Bürgermeister, Minister in und außer Dienst sind zur Stelle. Wer keine Schnecken mag, ißt Stockfisch oder „Kässpätzle“. Doch wird keinerlei Trübsal geblasen. Eine Atmosphäre gesunder Geselligkeit strahlt solch ein Aschermittwochabend aus.

Die Fastenzeit hat begonnen. Daß die Ermatinger in der benachbarten Schweiz alle paar Jahre ihre Groppenfasnacht während der Fastenzeit feiern dürfen, führen sie auf ein Privileg eines Papstes der Zeit des Konstanzer Konzils zurück (ein kleiner Sprung über die Grenze, die ja vor dem Dreißigjährigen Krieg nicht bestand, sei hier erlaubt).

Auch der „Funkensonntag“, der erste Sonntag in der Fastenzeit, kennt keine Landesgrenzen. „Fonkaholz“ wird am Tag zuvor von Haus zu Haus von den Kindern gesammelt. Hunderte von Feuern leuchten am Abend darauf diesseits und jenseits des Bodensees weit in die

Landschaft hinaus. Die Moränenhügel der oberschwäbischen Landschaft eignen sich besonders für das Abbrennen dieses symbolischen Feuers. Eine Hexe, Symbol des Winters, wird verbrannt. (Die Schweiz kennt später noch ein besonderes Winteraustreiben: In Zürich wird beim „Sechselüte“ der Böögg, den Winter darstellend, feierlich verbrannt).

Wochen vergehen. Es ist Fastenzeit und geht Ostern zu. Palmsonntag leitet die Karwoche ein. – Religiöses und weltliches Brauchtum kennt diese Zeit.

Palmweihe, früher das Herumführen eines geschnitzten Esels mit segnender Christusfigur, am Gründonnerstag besondere Speisen, z. B. mit Spinat gefüllte Maultaschen, Rätschen an Stelle der Kirchenglocken, Osterbeichte, Auferstehungsfeiern, Ostereier und Osterhasen. Bis in die Neuzeit hinein (Ende des 18. Jahrhunderts): Oster- und Passionsspiele, zuerst in der Kirche, dann als Prozession durch die Straßen der Städte sich bewegend, Christi Leiden darstellend. Besonders aufwühlend in dieser Prozession die Geißler, Männer, die sich selbst mit Peitschen den Rücken geißelten. Lange erhielt sich eine solche Prozession in Biberach/Riß. Es muß sich bei den Geißlern um ein Jahrhunderte altes internationales religiöses Brauchtum gehandelt haben; denn der Franzose Michel de Montaigne schildert in seinem berühmten, Ende des 16. Jahrhunderts erschienenen „Reisetagebuch“ sehr ausführlich solch eine Büssergruppe in einer Karfreitagsprozession von etwa 500 Teilnehmern in Rom.

An Georgi (23. April) werden (so in Eschach bei Ravensburg) Pferde eingeseget. Neuerdings wird dort mit einer Reliquie des hl. Georg eine Reiterprozession veranstaltet: Ein Beispiel für neu entstehendes Brauchtum. – Da und dort sieht man an den Sonntagen dieser Wochen in der oberschwäbischen Landschaft einzelne Reiter und Reitergruppen. Oberschwabens großer Feiertag, der „Blutfreitag“ mit dem berühmten Weingartner Oschritt, dem Blutritt, steht bevor. Juditha von Flandern, Gemahlin Welfs IV., schenkte dem Kloster Weingarten einen Kristall, der Blut Christi enthält. Er wird in feierlicher Reiterprozession (Tausende von Pferden mit Reitern und Zehntausende von Pilgern sieht Weingarten an diesen Tagen) um den Osch getragen. Vor 1½ Jahrhunderten waren noch, heute schon verschwundene, Einzelbräuche mit dem Blutritt verbunden: Manche Bauern führten ein zweites Pferd mit sich, um den Segen des Himmels zu erbitten, in Niederbiegen wurde in einer Scheuer die Zahl der Pferde dadurch festgestellt, daß Steine in eine Büchse geworfen wurden.

Auch Kloster Weißenau hatte lange Zeit seinen Blutritt. Er führte zuerst durch dem Kloster gehörende Weinberge am Hang bei St. Christina und dann bis zu den Weißenauer Besitzungen in Manzell am Bodensee. Vor einigen Jahren ließ man den alten Brauch einmal wieder aufleben.

Wie dicht religiöses und weltliches Brauchtum oft beieinanderstehen, dafür mag das Zwiebelkuchenessen an

„Kleifronleichnam“ (Fronleichnam der Altstadtpfarre St. Jodok in Ravensburg) zum Beweis dienen. Zentnerweise werden an diesem Tag Zwiebeln für Kuchen geschnitten und diese nach der Prozession im „Husaren“, im „Wilden Mann“, in den Haushaltungen vertilgt.

Mit dem Dorf Waldburg (Kreis Ravensburg) ist im September das „Romulafest“ verbunden (das Fest der Dorfheiligen).

Weit weniger bekannt – und hier soll mehr vom unbekannten als vom bekannten Brauchtum die Rede sein – ist, daß im Waldburger Kirchlein die Gebeine des „Ditzenheiligen“ Habnitt ruhen, eines Schäfers, der vor 300 Jahren dort lebte und kranke Kinder heilte. Kein kanonisierter, nur ein Volksheiliger ist er, doch kommen heute noch die Mütter kranker Säuglinge und bringen Windeln und Schnuller (Ditzen) dem „Habnittle“ als Opfergabe. Besen aber legt man dem alten Pestheiligen Rochus im nahen „Oisekapelle“ unter Gebeten, wenn man an Furunkeln leidet, zu Füßen, aber nicht nur dort, sondern überall, wo eine Rochuskapelle steht, wie z. B. in Kißlegg. So läßt es in erfreulicher Weise auf Wissen um Land und Leute schließen, wenn Apotheker Kranz in Wangen seine neue Apotheke Rochusapotheke benannt hat.

Die Zeit der Ernte bringt so manches Brauchtum mit sich: z. B. Hopfenschmaus im Tettlinger Gebiet; früher, als noch mehr Wein um Ravensburg gepflanzt wurde, Bräuche beim Wimmeln, kurzlebige Besenwirtschaften und wochenlang „täglich ab 10 Uhr Zwiebelkuchen“ (zum Suser).

Es wird kälter. Was am Gallustag (16. Oktober) an Obst noch auf den Bäumen hing, durfte jeder sich früher aneignen. Er durfte „gallen“. An „Simon und Juda“ (28. Oktober) verließen die Tiroler Hütekinder, arme Kinder, die im 19. Jahrhundert und noch zu Anfang des 20. Jahrhunderts unsern oberschwäbischen Bauern halfen, Oberschwaben wieder, wohin sie an Josefi – oft barfuß – gekommen waren. Als „Sklavenmarkt“ in Oberschwaben wurde der Vorgang des Verdingens einmal auf einem Bildchen bezeichnet.

„Martini man die Gänse schlachtet“. Gesindewechsel

fand früher an diesem Tag statt. Triste und melancholisch klangen noch in meiner Jugend auf dem Novembermarkt die Drehorgeln der Moritatensänger. Mord – Entdeckung – Gericht – Hinrichtung waren auf aufgehängten Tafeln schaurig abgebildet. Brauchtum, um die Gewissen aufzurütteln! Wer weiß heute noch davon? „Ja der Haifisch, der hat Zähne und die hat er im Gesicht und Mackie, der hat ein Messer, doch das Messer sieht man nicht.“ Mit diesem Drehorgelsong zu Beginn der „Dreigroschenoper“ müssen die Heutigen vorlieb nehmen. Ein Jahrmarktskrämle gibt's aber immer noch für die Kinder.

Barbarazweige werden an St. Barbara (4. Dezember) in Vasen gestellt, damit sie an Weihnachten blühen.

Adventskränze haben sich längst bei uns eingebürgert, und ihre Kerzen durchleuchten tröstlich die dunklen Winterabende. Und auch Mistelzweige – bei den Kelten und heute in England an Weihnachten bedeutsam – kann man auf Vorweihnachtsmärkten und an Weihnachten sogar auf dem Friedhof finden.

Nikolaustag und Weihnachten sind überreich an Bräuchen. Hier ein örtlicher Brauch: Die „Heilignachtsänger“ in Ravensburg stärken sich auf dem Wernerhof mit einer zünftigen Portion Kässpätzle für ihr schönes, anstrengendes Amt.

Das Neue Jahr hebt an mit Lärmen und Krachen und Böllerschießen. Und dann – „von Lichtmeß bis Dreikönigstag“ – sieht man da und dort noch am Dreikönigstag die Heiligen Drei Könige daherwandeln. „Die Heiligen Drei Könige mit ihrem Stern, sie essen, sie trinken, bezahlen nicht gern.“ Ja, manchmal heischen sie: „Ich bin ein kleiner König, nur hab ich Geld zu wenig“. Vielleicht wird Sebastians Sailers oberschwäbische, bodenständige Humoreske „Die Heiligen Drei Könige“ da und dort in einem Dorf an diesem Tag aufgeführt oder im Funk gebracht.

Auf jeden Fall aber schreibt der Bauer und auch mancher Städter sein K. M. B. (Kaspar, Melcher, Balthasar) bedeutungsvoll über die Türen von Stall und Haus, um Gottes Segen für sie zu erbitten.

Der Jahresring hat sich geschlossen.

Zum Neuen Jahr

Ein neues Jahr hat neue Pflichten,
Ein neuer Morgen ruft zu frischer Tat.
So wünsche ich ein fröhliches Verrichten
Und Mut und Kraft zur Arbeit früh und spat.

Johann Wolfgang von Goethe

Vor der Entscheidung über Hochrhein und Bodensee

Nach langer Spannung zwischen Sorge und Hoffnung liegt nunmehr der Bericht vor, mit dem die badisch-württembergische Landesregierung dem Landtag den begrenzten Ausbau des Schifffahrtsweges auf dem Hochrhein bis Waldshut und zur Aarenmündung vorschlägt.

Auch wenn die Gefahr für den Bodensee damit vorläufig behoben scheint, können wir uns nicht einmal in diesem Punkt völlig beruhigt fühlen; denn noch immer schwebt das bedenkliche Wort „vorerst“ über dem Ganzen, und die Deutungen, die die Rheinschiffahrtsfreunde mit großem Aufwand steuerbegünstigter Propagandamittel jeweils allem Geschehenen und Gesagten zu geben wußten, mahnen uns auch heute zur Vorsicht. Sicher haben viele der von uns erhobenen Bedenken ernsten Widerhall gefunden, gegenüber der Zeit vor zwei Jahren, als das Schifffahrtsprojekt schon seiner Verwirklichung nahe zu sein schien. Man mag die Wandlung dem Erschrecken über die unaufhaltsame Gewässerverschmutzung, auch größeren finanziellen Sorgen und vielleicht auch einer zunehmenden Einsicht in die verkehrswirtschaftlichen Gesetze zuschreiben – die Rücksicht auf die von uns vertretenen Heimatwerte hat leider kaum den Ausschlag gegeben. Wir mußten mit tiefem Bedauern feststellen, wie gleichgültig oder feindselig einflußreiche Kreise, denen das Eintreten für Natur und Heimat ein „nobile officium“, eine Ehrenpflicht sein sollte, unsre Bemühungen betrachteten, und immer wieder mußten wir uns wehren, daß wir nicht als weltfremde Träumer, sondern als Männer des aktiven Lebens und verantwortungsbewußte Staatsbürger diesen Kampf aufgenommen hatten. Unsre Forderung war immer, die nüchternen Folgerungen aus den Fachgutachten zu ziehen, die mit eingehender Begründung den Gedanken des Schifffahrtsweges auf dem Hochrhein abgelehnt haben.

Zu den mehrfach erwähnten Gutachten von Prof. Dr. A. Schmitt, Freiburg, und Prof. Dr. Lambert, Stuttgart, trat neuerdings das des Fachmanns für Naturschutz, Prof. Dr. Buchwald, Hannover, der eine besondere gesetzliche Regelung zwischen den Anliegerstaaten zum Schutz des Bodensees fordert und sich unzweideutig gegen die Ausdehnung des Schifffahrtsweges über Rheinfeldens hinaus ausgesprochen hat. Keinesfalls darf daneben das Gutachten des besten Heimatkenners, der die Entwicklung seit Jahrzehnten aus der Nähe beobachten konnte, Dr. Fries, Freiburg, nur deshalb außer acht gelassen werden, weil es nicht in amtlichem Auftrag geschaffen wurde! Man sollte es höher werten als die vermeintliche Berufung vieler, die aus Unkenntnis oder gewollter Harmlosigkeit das z. Z. als Endziel erörterte Waldshut mit dem über 30 Kilometer weiter aufwärts gelegenen Eglisau und die Wirtschaftslage am Hotzenwald mit der eines Entwicklungslands aus Lederstrumpfzeiten gleichstellen wollen!

Im Gegensatz zu solch unaufhörlichem Vernebelungsbestreben, dem auch seriöse Männer im Fanatismus ihrer Schifffahrtsidee nicht fernstehen, dürfen wir mit um so größerer Genugtuung feststellen, daß die von der Landesregierung dem Landtag zugeleitete Denkschrift mit großer Genauigkeit alle Einzelpunkte abzuwägen sucht. Wir haben wiederholt zum Vertrauen auf diese sachliche Prüfung gemahnt und uns in Tagen des Zweifels daran gehalten; wir müssen dem Ministerpräsidenten K. G. Kiesinger und dem Kultminister G. Storz als höchstem Naturschutzbeamten des Landes für dies Bemühen dankbar sein, auch wenn wir uns in unsrer Zuversicht noch immer nicht ganz sicher fühlen: denn wir haben Gegner kennengelernt, die mit jedem Mittel weiterkämpfen werden und schon heute mit einem Augurenzwinkern wissen lassen, daß noch nicht aller Tage Abend für den Wasserweg nach Konstanz gekommen sei.

* * *

Die Fülle der sich drängenden Ereignisse erlaubt keine datenmäßige Aufzählung mehr, wie sie unser hochverehrter Vorkämpfer, Forstmeister Feucht, im vorigen Jahre noch zusammenstellte. Die neue Runde im Hochrhein-kampf wurde am 12. April d. J. durch eine große Anfrage der Opposition im bad.-württ. Landtag eröffnet aus Anlaß einer Ansprache des Ministerpräsidenten beim Säckinger Fridolinsfest (11. März), die als Befürwortung der Hochrheinschifffahrt vor abschließender Beratung des Landtags gedeutet worden war. Während Ministerpräsident Kiesinger in einer launigen Replik den Rahmen dieser improvisierten Ansprache erläuterte und zugleich mit großem Ernst die genaue Prüfung des Bodenseeproblems zusagte (StA Nr. 36 vom 5. 5. 1962), mußte die Besorgnis doch wachsen, als zur Mitgliederversammlung des Rheinschiffahrtsverbands (25. Mai) in Waldshut sowohl Bundesverkehrsminister Dr. Seeböhm wie auch der bad.-württ. Innenminister Dr. Filbinger als Hauptredner angekündigt wurden. Zwar goß der Bundesverkehrsminister einiges Wasser in den Festwein, als er sich zwar für seine Person zum Hochrhinausbau bekannte, den Schwarzen Peter der letzten Entscheidung aber dem Bundesfinanzminister weiterschob; immerhin betonte er doch den Grundsatz der Eigenwirtschaftlichkeit der geplanten Wasserstraße und gleicher Wettbewerbsbedingungen mit Bundesbahn und Autostraße, also im Gegensatz zur Mathematik der Rheinschiffahrtsverfechter, die unter Berufung auf die nur für den Oberrhein bis Basel geltende Schifffahrtsakte von 1869 Gebührenfreiheit auch für die Hochrheinfrachter fordern; wir dürfen hierzu auf die unwiderlegten, unwiderlegbaren Ausführungen von Prof. Dr. Siemens in unsrer Flugschrift „Wozu Hochrheinschifffahrt?“ verweisen. Man erlaube zu der Kostenfrage noch den wiederholten Hinweis, daß die Anpreisung

der Schifffahrt auf dem Beiseitelassen sämtlicher Begleitkosten, Lande- und Hafenanlagen, Umschlagstellen, Zufahrtswege usw. beruht, die, wie noch zu zeigen sein wird, unaufhaltsam weitergreifen würden. Überhaupt kann nicht hart genug über eine Propaganda geurteilt werden, die unter großem Aufwand bei den Anrainern die Vorstellung erweckt, als stünde mit der ersten Etappe der Schifffahrt bereits aller Wunder-Wohlstand vor der Tür – während man die unbequemen gutachtlichen Bedenken erst totschwieg, dann schlechtmachte und ebenso uns und unsre Bestrebungen zu diffamieren sucht. Einige dieser taktischen Kunststücke können hier nicht ganz übergangen werden, so sehr wir bestrebt waren, bei einer so ersten Frage die Polemik nicht unnützlich zu verschärfen: da wurden wir und unsre Schweizer Freunde zum 29. Juni d. J. durch eine „Regionalplanungsgruppe Nordostschweiz“ zu einem „Symposion“ geladen, von dem wir, auch ohne sokratisches Gelage, eine sachliche Aussprache über die beiderseitigen Auffassungen erwarten durften. Mit Befremden mußten wir feststellen, daß der getarnte eigentliche Veranstalter die „Internationale Vereinigung für die Hochrheinschifffahrt“ war, die am zweiten Verhandlungstag dem Führer des Rheinschifffahrtsverbandes, Dr. Paulssen, das Präsidium übertrug. An Stelle der von den Veranstaltern verheißenen protokollarischen Zusammenstellung aller Vorträge erschien demnach auch nur eine höchst tendenziöse Druckschrift des Rheinschifffahrtsverbandes, in der die Vorträge von Nationalrat Bächtold und Dr. Kohlhaas nur kurz gestreift, der des Stadtpräsidenten Graf, Stein/Rhein, als des Leiters des Schweizer Komitees gegen die Hochrheinschifffahrt, überhaupt nicht erwähnt waren!

Es sollte noch besser kommen, als wir in Erwiderung der im Vorjahr (3. Mai 1961) für die deutschen Journalisten am Hochrhein veranstalteten Pressefahrt eine Anzahl Schweizer Zeitungsvertreter am 11. September an den mittleren Neckarlauf führten, um ihnen durch den Naturschutzbeauftragten für Nordwürttemberg, Dr. O. Rathfelder, ein objektives Bild vom Ausdehnungsdrang der Industrie im zuvor zur Schonung vorgesehenen Raum geben zu lassen. Der Empfang bei der Stadt Stuttgart, unsre Anmeldung zur Besichtigung des Heilbronner Neckarhafens und der Umstand, daß wir den Gästen durch den Direktor der Neckar AG auch die Denkschrift über den Neckarkanal zugänglich machen ließen, zeigt hinlänglich, daß es uns nicht auf Agitation gegen diesen seit Jahrzehnten ausgebauten Schifffahrtsweg, sondern, im Hinblick auf das Vorhaben am Hochrhein, auf den Nachweis des unaufhaltsamen weiteren Einbruchs der Industrie in die Landschaft ankam. Das hat die Schifffahrtsfreunde nicht gehindert, in hektischer Betriebsamkeit bei einer Stadt, die uns als nächste Etappe bewirtete, gegen uns Stimmung zu machen und in deren Empfangs-gabe einen Brief an unsre Schweizer Gäste einzuschmuggeln, in dem die „Internationale Schifffahrtsvereinigung“ (siehe oben!) diese um ihre Anschriften bat, um sie ihrer-

seits zu einer Fahrt und Gegendemonstration einladen zu können! Der Art dieses Vorgehens entspricht der Gedanke, die Harmlosigkeit der Industrialisierung durch Befahren der Strecke Heidelberg–Heilbronn vorzuspiegeln, während die wahren Auswirkungen nur dort zu finden sind, wo *wir* die Besucher hinführten, die denn über die Taktik der Gegenseite nicht wenig erstaunt waren (vgl. „Natur und Mensch“ Nr. 3/4, S. 57).

Angesichts dieser Methoden staunt man auch nicht mehr darüber, daß um dieselbe Zeit, da die Landesregierung ihren Bericht mit stark eingeschränkten Vorschlägen an das Parlament übermittelt, in der Presse eine Bonner Äußerung lanciert wird, nach welcher zwischen Bund und Land längst alles im Sinn der Hochrheinschifffahrt beschlossen und entschieden sei, und zwar habe Dr. Bliervers, Referent für die Internationale Rheinstrecke beim Bonner Schifffahrtsamt, wörtlich versichert (Südkurier Konstanz Nr. 251 vom 29. Oktober):

„In Bonn gilt es als sicher, daß trotz aller in letzter Zeit von kleinen Interessengruppen lancierten Einsprüchen der Hochrhein bis zum Bodensee ausgebaut wird, und zwar unter starker Finanzbeteiligung der Bundesrepublik und der Schweiz“. – Kann man sich angesichts solch präziser Verlautbarung nur mit einem Bonner Dementi abspesen lassen, oder müssen peinliche Erfahrungen nicht zu dem Schluß führen, daß hier auf „Referenten-Ebene“ bereits etwas im Geheimen gekocht ist, während die offizielle Aussprache der Regierungschefs von Bund und Land, die wir im Vorjahre erwarteten, nie stattgefunden hat?

Es liegt beiderseits des Rheins klar am Tage, daß der Hochrhinausbau nur einem begrenzten Wirtschaftskreise zugute kommen würde (hierzu nochmals vgl. Prof. Siemmens: „Die Autobahn auf dem Wasser“) – aber darum scheut man sich nicht, die Heimatverbände, die sich in unsrer Arbeitsgemeinschaft zur Gegenwehr gesammelt haben, als „kleine Interessentengruppe“ abzutun! Diese Taktik gilt nicht nur hier: in Basel mußte sich Nationalrat Dr. Schaller mit schärfsten Worten zur Wehr setzen gegen die Bestrebungen, die „durch unwahre Ausstreuungen über angeblich unzureichende Kapazität des Baseler Hafens die Notwendigkeit des Hochrheinschifffahrtswegs darzutun suchen!“

Auf gleicher Linie liegt es, daß, wo vom Endpunkt Waldshut die Rede ist, alsbald von Eglisau gesprochen wird, das, in völlig unberührtem schweizerischem Landschaftsgebiet gelegen, für die Schifffahrt überhaupt kein Zielort wäre, wenn nicht zu dem Zweck, dadurch dem Sprung über den Rheinfall noch nähergerückt zu sein, um alsdann darauf pochen zu können: „nun ist man schon so weit, nun auch vollends hindurch bis Konstanz und Brezgenz, im Geist des europäischen Wasserstraßennetzes!“ – Man erlaube, bei aller Bejahung europäischer Verständigung: ihr ist nicht damit gedient, daß man ihr zu Ehren Geld und Naturwerte vergeudet! Dies Europa kann nur getragen werden durch Völker, die sich ihrer Heimat ver-

bunden wissen – Europa braucht die Hochrheinstrecke nicht, wohl aber reines Wasser und gesunde Räume, je mehr die Industrie mit ihren Nebenfolgen alles durchsetzt. In Nordamerika hat man das längst eingesehen: den von der „Vereinigung Deutscher Gewässerschutz“ (Bad Godesberg) veröffentlichten Botschaften des Präsidenten Kennedy vom 23. Februar 1961 und 1. März 1962 an den Kongreß der USA mit den darin enthaltenen Erkenntnissen und Warnungen möchte man in Deutschland weiteste Verbreitung und Beherzigung wünschen.

Staunend stellen wir demgegenüber bei uns eine unbegreifliche Neigung zur Bagatellisierung aller Besorgnisse fest: bis zum Überdruß muß man wiederholen, daß es sich bei dem ganzen Problem doch gar nicht so sehr um Sauberhaltung und Ölschutz bei den wenigen Frachtern selbst handelt (wo uns die Garantien nach wie vor höchst fragwürdig erscheinen), sondern um die weitere Häufung chemischer, zumal ölhaltiger Substanzen rings um das Gebiet, das nun schon bis Heilbronn und Neckarsulm, bald auch noch weiter (auch der Schweiz!) als Trinkwasserspeicher dienen soll. Nicht daß man technisch in der Lage ist, einen Schifffahrtsweg zu bauen, darf entscheidend sein (Prof. Dr. Ed. Spranger), sondern *das Interesse der Gesamtheit muß zur Beendigung dieses gefährlichen Spiels zwingen*. Vom Standpunkt des Naturschutzes hat Prof. Dr. Buchwald vor jedem weiteren Ausbau des Schifffahrtsweges gewarnt (Auszug seines Gutachtens in Heft 30, Veröffentl. d. Landesstelle f. Naturschutz u. Landschaftspflege, Ludwigsburg), und ebenso reichen auch die wirtschaftlichen Erwägungen nicht für den Ausbau bis zur Aaremündung aus. Wir sind überzeugt, daß die Schweiz, die an sich am „Anschluß an den transhelvetischen Kanal“ in erster Linie interessiert sein müßte, zu berechnen weiß, welches Mißverhältnis sich zwischen Erfolg und Aufwand ergeben würde. So sagt uns die nüchternste Abwägung aller Gegebenheiten: „nicht über Rheinfelden herauf – vielmehr endgültig Schluß mit dem überholten Gedanken der zwanziger Jahre!“ Eben dies „endgültig“ fehlt noch bei allen Erklärungen, und um so mehr scheuen wir das „vorerst bis Waldshut“, das noch immer nicht auf den Weg zum Bodensee verzichten will.

Mit dem Vorschlag der Landesregierung ist noch lange nicht das letzte Wort über die Begrenzung des Schifffahrtsweges bis Waldshut gesprochen, obwohl die CDU- und FDP-Fraktion des Landtags schon zuvor ihre Meinungen darauf festgelegt haben. Weiterhin haben in Deutschland wie in der Schweiz die Bundesregierungen mitzusprechen, und vor Abschluß eines neuen Staatsvertrags ist mit einem Volksentscheid in der Schweiz zu rechnen.

Bei dem allem ist von größter Bedeutung, daß die Landesregierung von Baden-Württemberg dem Parlament mit der Hochrheindenkschrift auch eine Vorlage über die Reinhaltung des Bodensees zugeleitet hat. Mit der gesamten Öffentlichkeit hat sie die Gefahr erkannt, auf die gleich uns der Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart am

19. April 1961 bei der Tagung der Bodenseewasserversorgung hinwies mit der Frage: „Hat Südwest Wasser?“ – „Braucht Südwest Wasser?“ hallt es geradezu zynisch zurück. Der Rheinschifffahrtsverband scheut sich nicht, sich die Auffassung des Kreuzlinger Stadtmanns zu eigen zu machen, „daß man seine Gemeinde nicht vom Wohlstand, den die Schifffahrt bringen solle, ausschließen dürfe, während man gleichzeitig das Bodenseewasser nach Stuttgart hole, um die dortige Industrie zu speisen!“ Man muß schon fragen, wieso denn Kreuzlingen in den letzten Jahrzehnten schon so aufgeblüht ist, und wieviel es von der Industrialisierung im Zuge eines Schiffsverkehrs erwartet, der, wenn es um Beschwichtigungsversuche gegenüber unsern Warnungen ging, auf nur 6–10 Frachtkähne am Tage angegeben wurde!

Noch deutlicher haben am 25. Oktober in St. Gallen Regierungsrat Frick und Nationalrat Dr. Bürgi gefordert: „kein weiteres Wasser aus dem Bodensee nach Stuttgart ohne vorherige Schifffahrt in den Bodensee!“ Wir sind in der Reaktion auf diesen Ausbruch nachbarlicher Gesinnung mit zahllosen uns zugegangenen Zuschriften einig und freuen uns, auf die vornehme und sachliche Klarstellung in der „Neuen Züricher Zeitung“ vom 1. Nov. 1962 verweisen zu können, die insbesondere ausführt, daß in dieser Sache die Eidgenossenschaft, nicht der Kanton als Partner der Bundesrepublik zu befinden habe.

Die Rücksicht auf den Nächsten wird beim Bodensee zum Problem auch bei der mit der Wasserversorgung so wichtigen Frage: der Gewässer-Reinhaltung. Zwar ist eine internationale Bodensee-Konferenz der Anliegerstaaten ins Leben gerufen, doch noch ist kein bindendes Abkommen über die Sanierungsmaßnahmen, nicht einmal über den Stopp der Zuführung neuen industriellen Unrats getroffen, während bei uns Land und Gemeinden bereits erhebliche Mittel dafür ausgeworfen und weiterhin vorgesehen haben. Anlässlich der Tagung der Vereinigung Deutscher Gewässerschutz in Stuttgart am 7. November hat Innenminister Dr. Filbinger, nachdem sein Amtsvorgänger, Minister a. D. Renner, bei der Kundgebung „Bedrohter Bodensee“ temperamentvoll unsern Standpunkt dargelegt hatte, auf die Abhängigkeit vom guten Willen der andern Anlieger hingewiesen. Diese Schwierigkeiten bestehen nicht erst seit gestern; doch so sehr wir sie würdigen, vermögen wir uns die Möglichkeit einer nachbarlichen Erpressung in dem Sinne „keine Reinhaltung des gemeinsamen Wassers ohne Bewilligung der Schifffahrt bis Bregenz!“ so wenig vorzustellen wie die Verwirklichung jenes St. Galler Ultimatums. Im Gegenteil sollten die Schwierigkeiten, die sich schon bei der Reinigung des Sees ergeben, dazu zwingen, erst einmal alle Energie und alle Mittel diesem einen vordringlichen Ziel zuzuwenden. Wir teilen auch nicht den Optimismus des Herrn bad.-württ. Innenministers, daß man bis in den Rahmen der Parzelle eine Garantie durch strenge Vorschriften erreichen werde; wir werden gerne mit unsern bescheidenen Kräften mithelfen, können aber mit unsrer

Skepsis gegenüber der Allgewalt, die das Bundesbaugesetz den vielfach nur auf Gewerbesteuererträge bedachten Gemeinden verlegen hat, nicht zurückhalten. Um so dringender also wäre es, das im Gutachten von Prof. Dr. Buchwald geforderte Gesetz zur Regelung der Rechtspflichten am Bodensee mit Zustimmung aller Anlieger herbeizuführen, eine dornenvolle Aufgabe! Mit besonderer Freude und Zuversicht verzeichnen wir, daß Bundespräsident Lübke, der wiederholt den Hochrhein besucht hat, keinen Anlaß vorübergehen läßt, die Bedeutung der Heimatpflege zu unterstreichen, und daß seine und des bad.-württ. Ministerpräsidenten Mahnung in dieser Hinsicht bei der letzten Oktobertagung des Deutschen Landschaftsrates auf der Mainau ein Echo geweckt hat, das, wie wir hoffen, auch bei unserm besonderen Anliegen am Hochrhein gehört wird.

Neben den entschiedenen Kundgebungen all unsrer befreundeten Verbände („kleiner Interessengruppen?“, wie der Naturfreunde, des Albvereins, Südbad. Heimatschutzes u. a.) unterstreichen wir die Jahrestagung des Deutschen Heimatbundes unter Vorsitz von Staatsminister Dr. Flecken am 8. Oktober in Freiburg deshalb, weil sich bei ihr die Anteilnahme aller deutschen Heimatvereine an dieser nicht nur südwestdeutschen Aufgabe kundtat. Der Hochrheinfrage war ein Hauptreferat von Dr. J. Bendermacher, einem besonderen Kenner der Moselkanalisierung, gewidmet; seine im Auftrag des Deutschen Heimatbundes ausgearbeitete Denkschrift wird erscheinen, während dieser Bericht in Druck geht. Bei der öffentlichen Diskussion im Anschluß an den Vortrag Dr. Bendermachers stellte Prof. Dr. Asal, der verdiente langjährige Vorsitzende des Schwarzwaldvereins erneut fest, daß die Heimatverbände sich nie grundsätzlich und rückschrittlich gegen die *Technik*, wohl aber mit wachsender Besorgnis gerade in der Hochrheinfrage gegen die diktatorischen Bestrebungen der Wirtschaft wendeten. Oberbaurat Kittel als Vorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes unterstrich dies als Fachmann auch hinsichtlich der von uns am rechten Ort und im rechten Rahmen stets anerkannten Binnenschifffahrt, und Dr. Kohlhaas betonte erneut das Vertrauen in eine sachgerechte Prüfung und Entscheidung durch die berufenen Landesinstanzen. Eine Exkursion in das gefährdete Gebiet vermittelte den z. T. von weither zugereisten Teilnehmern einen Eindruck der Landschaft, um deren Bewahrung es hier geht – bei einer Aufgabe, die weit über eine lokale Angelegenheit hinaus zur Sache aller geworden ist.

Kompromißlos hat die Mitgliederversammlung der im Januar v. J. von den Heimatvereinen gegründeten „Arbeitsgemeinschaft zum Schutz von Hochrhein und Bodensee“ in Übereinstimmung mit den Schweizer Freunden die Forderung wiederholt: „Keine Verlängerung der Hochrheinschifffahrt über ihren jetzigen Endpunkt Rheinfelden hinauf!“ (vgl. Stuttgarter Zeitung vom 26. November 1962).

Wenn demgegenüber noch in diesen Tagen in Säckingen der Anspruch laut wurde, daß über die Schiffbarmachung des Hochrheins allein dessen Anwohner zu befinden hätten, so erinnert das an ein Jahrhundert, wo die Waldstädter und Salpeterer um ihre Reservate bis zum Reichshofgericht stritten. Wer sich aber bemüht, über den eigenen Kirchturm hinauszublicken, weiß, daß gar nicht laut genug gewarnt werden kann. Als unlängst im Kreis von Gas- und Wasserfachleuten Baudirektor Dauner, Konstanz, an Hand der Luftaufnahmen des bekannten Lichtbildners Thorbeke die fortschreitende Verschmutzung des Bodensees zeigte, wies der Heidelberger Gelehrte Prof. Dr. Fischbeck eindringlich auf die ungeheuren Summen hin, die von den Vereinigten Staaten schon seit Jahr und Tag für die Süßwasserförderung aus dem Meere investiert werden. Dort also Vorausschau auf Jahrzehnte, die uns mit Mangel und Gefahr bedrängen können ... während am Hochrhein einige lokale Interessenten wegen etlicher Schiffsfrachten von 1350 Tonnen je Kahn (die bei Niedrigwasser wie heuer schon weiter stromabwärts steckenbleiben!) dem Nebenmenschen frank und frei das Lebenselement absprechen wollen. Unsre Gegner werden diesen Vorwurf als agitatorische Entstellung so empört zurückweisen, wie sie eh und je jedes sachliche Gutachten verworfen haben; wer ihre Forderungen bis zur letzten Konsequenz durchdenkt, kommt nicht darum herum ... und kein Landtag, keine Regierung kann die Folgen verantworten, die heute so mancher trotz aller Warnungen noch nicht sehen will.

Gerade das europäische Denken, das Planen auf weite Sicht zwingt zu dem unabweislichen Schluß: *Hochrhein, Rheinfall, Bodensee dürfen keinesfalls angetastet werden.* Die Reinigung und Sicherung unseres Wassers ist keine Anrainerfrage, sondern ein Lebensproblem, das den weiten süddeutschen Raum ebenso wie die Schweiz angeht.

Dr. Wilhelm Kohlhaas

Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft
zum Schutz von Hochrhein und Bodensee

Literarische Wiederentdeckung

Christoph Martin Wieland (1733–1813), dieses Genie von unverwechselbarer Eigenart, dieser Schwabe (als freier Reichsstädter aus Biberach freilich kein „Württemberg“), der auf ganz Deutschland gewirkt hat: er ist von der literarischen Öffentlichkeit, ja selbst von der Fachwelt fast vergessen worden. Bereits Sturm und Drang, Romantik und Jungdeutschland haben hartnäckig an ihm Kritik geübt und schließlich sein Bild zum Klichee erstarren lassen. Leichtfertig-verspielt, unchristlich oder undeutsch, einer höfischen Gesellschaft und mit ihr dem Ausland, besonders Frankreich, hörig – so lauten einige der Etiketten, unter denen er, soweit man sich seiner erinnert, in das Zeitbewußtsein eingegangen ist.

Viel gelehrte Arbeit wurde zwar an eine historisch-kritische Ausgabe seiner Werke, Briefe und Übersetzungen gewandt. Aber diese mühevollen Aufgabe harrt, trotz Beißners Verdienste um den letzterschienenen Band, noch immer einer Lösung, die allen Ansprüchen genügt. Auch hat vor Jahren die deutsche Wielandforschung durch Seufferts zahlreiche Untersuchungen fragmentarisch einen zuverlässigen Grund gelegt. Doch ist sie lange Zeit fast verstummt. Eines der dringlichsten biographischen Anliegen wird deshalb von Friedrich Sengle durch seine umfassende Lebens- und Werkdeutung erfüllt (*Wieland, Metzlersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 610 S., DM 32.-*). Dieses Buch, das sich auf sorgsamste Sachforschung stützt, macht die geistige Gestalt Wielands in einer ganz neuen Nähe und Intensität faßbar. Denn es sucht, ohne „einseitiges Erörtern und Interpretieren“, den Dichter „möglichst nah aus dem Kern seiner Persönlichkeit zu erfassen“. Eine solche Zusammenschau, die sich gleichwohl der heute geforderten „Wendung zum Objektiven“ bewußt ist, vermittelt uns ein Bild, das die Einmaligkeit seiner persönlichen und literarischen Existenz auch in einer uns ferngerückten Zeit ohne Trübung erkennen läßt. Schon das Vorwort steckt den Rahmen dieses Bildes ab: „Er bleibt in allen Metamorphosen seines langen Lebens ein Vorläufer und Unvollendeter, ihn kennzeichnet nicht die Unbeirrbarkeit, welche den ganz Großen eigen ist; aber wenn irgendwo in deutscher Dichtung die Leichtigkeit des Rokoko etwas von klassischer Reife und Süße in sich aufgenommen hat, so ist es bei Wieland. Er war von Natur nicht weniger zwiespältig, wandlungsbegierig und ‚deutsch‘ als die Romantiker, aber er machte aus der Not noch keine Tugend, sondern klärte geistig das Düstere in sich zu einem Lächeln, das die Natur überwand.“

Von solchen methodischen Erwägungen geleitet, schildert Sengle an Hand zahlreicher Belege den Lebensgang: die Tübinger Jahre und deren Tendenz zur deutschen und europäischen Aufklärung, die Jahre in Zürich und Bern im Zeichen einer – Bodmer verpflichteten – pietistischen Askese, die „Selbstbewährung“ in Biberach, eine Wandlung zum Weltmännischen im Bann von Spätbarock und Rokoko Oberschwabens. Darauf gründet alles, was später, in Erfurt und Weimar, den Erzieher und Theaterdichter Wieland (im Gegensatz zu Klopstock) sich an der Bildung der Klassik beteiligt läßt und diese als eigen-tümlich süddeutsch berührt. Gleich umsichtig und gründlich erschließt dieses Lebensbild auch die Werkleistung: Gehalt und Gestalt der frühen Verse, der empfindsamen und späteren komischen Erzählungen sowie des ersten Rokokoromans „Don Sylvio“, „Musarion“ wird das vollkommenste, die „Geschichte der Abderiten“ als das heute noch lebendigste Werk gekennzeichnet. Die einheitlich

große Sicht, aus der Sengle die Zeit als geistigen Wirkungsraum darstellt, führt schließlich zu wesentlichen Ergebnissen auch für ein literarisches Gesamtbild von Rokoko und Klassik, ja für eine Geschichte der Ideen und ihrer Wandlungen vom Pietismus bis zur Romantik. Diese Beziehung zu den Zeitmächten, denen Wielands Leben und Schaffen bis ins hohe Alter aufgeschlossen bleibt, erhellt allerdings auch die notvollen Spannungen, denen seine labile, ständig gefährdete Natur ausgesetzt ist. Sengle folgert daraus mit Recht, daß er „erst im Wagnis und in der Bedrängnis groß geworden“, daß seine „heitere Lebenslehre stets nur das ideelle Gegengewicht gegen den ‚Pessimismus‘ seines tieferen Seins ist“. Größe und Grenze dieses schöpferischen Lebens, hier behutsam ins richtige Maß gerückt, machen deshalb vieles an Wieland für uns denkwürdig und liebenswert. Mag das allzu geschmeidig Wandelbare seines Wesens uns zwar noch immer befremden – jedenfalls ergreift uns sein redliches Bemühen um reine Menschlichkeit. Denn Sengles eindringliche Betrachtung, die auch einem breiteren Leserkreis den Zugang zu Wieland erschließen kann, erkennt eben in dieser Humanität, die sich jedem Dogmatismus, jedem Pathos, jedem Selbstbetrug widersetzt, den wirksamsten Antrieb seines Schaffens. In ihrem Dienste vollbringt er, auf einem Weg unablässiger Selbstfindung und Selbstbefreiung, seine hohe artistische Leistung.

Auch Friedrich Theodor Vischer (1807–1887) erhält die erste erschöpfende, seiner geistigen Bedeutung würdige Biographie (ebenfalls bei Metzler, Stuttgart, XII und 420 S., DM 26.50). Fritz Schlawe weist schon einleitend auf den ebenso kräftigen wie kritischen Widerhall, den Vischer in der Breite des nicht nur schwäbischen, sondern deutschen neunzehnten Jahrhunderts – zwischen Hegel und Nietzsche, zwischen Vormärz, Paulskirche und Bismarckreich – gefunden hat. Und Schlawe bewahrt, nicht zuletzt aus dem Abstand, den seine schlesische Herkunft bedingt, jene Objektivität, die Nähe und Ferne, die das Stammeistümliche vom Weltsinn dieses Gelehrten, Politikers und Dichters wohlthuend unterscheidet. Seine behutsam abwägende Darstellung wird deshalb der vielspältigen, trotzdem markanten, knorrigten Gestalt erstaunlich gerecht. Eine lange und gründliche Beschäftigung mit den Quellen, den gesammelten oder noch unveröffentlichten Werken, Aufsätzen, Vorträgen, Briefen, ein sorgfältiges Bemühen um das Wesentliche, verbunden mit der Absicht, selbst durch Anekdoten das Typische zu erhellen – das alles verdichtet sich zu einem verlässlichen Außen- und Innenbild dieses genialisch-eigenwilligen, obwohl mitunter kauzigen und philiströsen Geistes.

Sein dialektisches Temperament wird treffend charakterisiert: die zarte, leicht erschütterbare Sensibilität, die „mimosenhafte Reizbarkeit“ neben einem höchst gesteigerten Selbstbewußtsein und einem „kräftigen Unwillen gegen alles Unrechte“ – diese widersprüchlich gelagerten Züge äußern sich oft in merkwürdiger Gleichzeitigkeit. Vischers Beharrungs- und Widerstandskraft mindert darum nicht seine Aufgeschlossenheit für die „großen Gärungsmomente der neueren Zeit“. Beides, so eigenwüchsig vereint, läßt ihn, der einer „Geniepromotion“ im Stift angehört hat, aus der Theologie ausbrechen. Selbst die Liberalen schockiert sein Kampf gegen die alten Vorstellungen von Gott und sein kühner Weg von der idealistischen Philosophie zu einem realistischen Denken.

Die besonnene Gerechtigkeit des Biographen begründet jedoch Vischers ungewöhnliche Leistung nicht allein in den Spannungen seines – schwierig angelegten – Wesens. Vielmehr erweist sie sich als das Ergebnis auch der wechselvollen Umstände, die sein Leben in Tübingen, Zürich und Stuttgart zu einer sich ständig wiederholenden Folge

von Wagnis, Aufstieg und Verzicht, von kämpferischer Aktivität nach außen und einer Zurückwendung in die Aktivität reflektierenden Denkens machen. Die Überwachtheit, mit der Vischer die Krisenjahre seiner Ehe und den Bruch mit Strauß, dem gleich ihm in Ludwigsburg geborenen Freund erlebt, breitet düstere Schatten auf sein weitverzweigtes Werk. Trotzdem erliegt er ihnen nicht, sondern begegnet der „Tücke des Objekts“ mit befreiendem Humor. Nicht nur in seinem Roman weist er sich als „Auch Einer“ von solcher Art aus; auch in der „Ästhetik“, die „den ganzen Begriff des Schönen auf den Elementargegensatz des Erhabenen und Komischen gründet“, hallen jene Erfahrungen nach. Sie verklingen jedoch nicht an der Oberfläche: Vischers grüblerisch bohrender Geist, jedem Zugeständnis an das bloß Zeithafte abhold, befragt sie unablässig auf ihren zeitlos tragenden Grund. Sein Bekenntnis zu Hegel, seine Bewunderung für Goethe, die beide dennoch zu einem „Stein des Anstoßes“ werden, vor allem die vielfältigen Beziehungen zu den Zeitgenossen bestätigen, daß sein Denken sich an nichts beruhigt, sondern noch auf schwankendem Weg ein selbstgestecktes Ziel verfolgt.

Die aufschließende Erhellung solcher Zusammenhänge macht Schlawes fesselnd geschriebenen Lebensbericht zu einem Gewinn für jeden Leser. Denn er vergegenwärtigt uns eine Gestalt von symptomatischer Bedeutung: einen Wegbereiter der neuen, sich vorbehaltlos auf sich selbst besinnenden Zeit. Die intellektuelle Redlichkeit, die Vischer gezwungen hat, um der Wahrheit willen alles auf sich zu nehmen, stellt ihn noch immer „in die vorderste Reihe der Erzieher unseres Volkes“. *Emil Wezel*

Peter Lahnstein, Schwäbische Silhouetten, W. Kohlhammer, Stuttgart 1962, 130 Seiten, 13 Silhouetten, Pappbd. DM 8.80.

Ein reizvolles Büchlein, das jedem einigermaßen literarisch und geschichtlich Interessierten Freude macht. Der Verfasser schreibt über Dinge, die ihm lieb sind und bewußt als „ernsthafter Dilettant“, aber er steht, wo es um Authentisches geht, dem Mann vom Fach wahrlich nicht nach und er hat wirklich mancherlei Gutes und Interessantes mit Kennerblick unter Dach gebracht und auf manchem, zunächst bekanntem Gebiet, allerhand neue Ein- und Ausblicke eröffnet. Wer würde unsern zartbesaiteten Mörike mit unerhört drastischer Expektoration an Fr. Th. Vischer als deftigen Beiträger zum schwäbischen Grobianismus vermuten? Und wie aufschlußreich ist im Schlußkapitel die Umwelt desselben, in fortgeschrittenem Alter leicht vergränten Mörike gezeichnet! Herzerfrischend und wohlthuend gerade auch in der Gegenwart mit ihrer schwankenden Problematik wirkt, einem Appell gleich, die diesfalls fachgemäße Würdigung von Joh. Jak. Moser mit seinem auf den Menschen und die Menschenseele bezogenen Rechtsbewußtsein, für den das alte Recht das ehrwürdige, gottgewollte Fundament von Sitte und Ordnung im Land war. Ein in wahren Christsein verankerter, großartiger, unbeugsamer Charakter! Wie ganz anders erscheint dagegen die extrem „problematische Natur“ eines Eulogius Schneider, der einst als Hofkaplan von Herzog Karl Eugen und Franziska so geschätzt war, später als öffentlicher Ankläger und als Scharfrichter im Elsaß mit der Guillotine herumfahrend, bis er als jäh Abgeglittener jakobinischer Prägung in Paris selbst unters Fallbeil kommt. So sind alle 10 Kapitel der „Silhouetten“ in ihrer Art spannend gestaltet, auch dann, wenn man zunächst einmal meint, der vergessene W. L. Wekherlin, der wenig glückliche D. F. Strauß (dessen umfangreiche und verdienstvolle Biographie über Schubart, mit dessen Briefen, der sonst gut gelungenen Würdigung nachzutragen wäre), oder Serenissimus Karl Eugen

als Inspizient der Franz. Revolution, oder ein 1802–1806 durch Schwaben reisender Abbé hätten uns heute nicht viel zu sagen. Aber nein, dies Büchlein, wo Ihr's packt, ist's interessant! Köstliche Beigaben sind die originellen Scherenschnitte von Luise Duttenhofer und Luise Walther und weitere getuschte Schattenrisse. *M. Lohß*

Adolf Schahl, Lauter Kleinigkeiten zwar ... Auf den Spuren von Eduard Mörike, Adolf Bonz & Co., Stuttgart 1962, 168 Seiten, Ganzleinen DM 13.80.

An der behutsamen Hand Adolf Schahls bin ich in seinem Mörikebuch den Spuren des verehrten und geliebten Meisters nachgegangen. Und als ich das Buch zu Ende gelesen hatte, da war in mir der Entschluß gereift: an der Hand dieses behutsamen Buches werde ich auch in der Wirklichkeit unserer lieblichen und herben schwäbischen Heimat den Spuren Eduard Mörikes nachgehen, von Ludwigsburg bis zum Bodensee, von Urach bis Cleversulzbach, vom Blautopf bis nach Mergentheim. Wenn ein Buch in der heutigen Zeit, deren Hauptmerkmal ist, daß man keine hat, einen solchen Entschluß hervorzurufen vermag, dann ist das Urteil über seine Qualität schon gesprochen. Wer so still und zurückhaltend, so verstehend und kenntnisreich über unzählige „Kleinigkeiten zwar ...“ immer ins Große, Wesentliche, mitten ins Herz dieses wunderbaren Menschen zu führen vermag, der hat wahrlich mehr als nur einen Hauch seines Geistes, seines Gemütes verspürt.

Aus den „Kleinigkeiten“ der Lebensgeschichte und ihrer Stationen, des Pfarramts-Alltags und der Freundschaftsfesttage, der Lebensfreuden und der Lebensangst, der Kräutergärtlein und des Mondscheingartens schauen uns das eine Mal die Augen des heiteren, das andere Mal des skurrilen, dann wieder des hintergründig-dämonischen und immer des leidenden, des liebenden, des großen Gestaltenden ganz lebendig nah und bezeugend an. Die feinen Federzeichnungen von Fred Dries ergänzen den Text auf das schönste und machen die Stationen der Lebensreise Mörikes freundlich vertraut. Ich glaube, Mörike selbst würde diesem liebenswerten Buche ein gültiges Lächeln schenken. *Gerhard Schumann*

Bücher zur schwäbischen Heimat- und Kunstgeschichte

Martin Wisner, Aus der Geschichte von Botenheim o. J. (1961), Selbstverlag (Botenheim). DM 2.-.

Dieser unscheinbaren Veröffentlichung von 60 Seiten kommt ein besonderer Wert zu, weil sie die Ortsgeschichte in ihren verschiedenen Formen aus den handschriftlichen Quellen entwickelt, wobei alle einschlägigen Archive gezogen und ausgeschöpft wurden. Man staunt, was man unter Auslassung weitschweifiger Allgemeinheiten und mit weiser Beschränkung auf das ortsgeschichtlich Besondere erreichen kann! Das Büchlein ist ein wichtiges Denkmal der Heimatgeschichte eines Zabergäudorfes.

Anna Endrich, Die Zunft und ihre Zeit in Buchau am freien Federsee, Buchau, o. J. (1960). DM 5.-.

Das 96 Seiten umfassende Werk ist erst jetzt zu unserer Kenntnis gelangt, jedoch heimatgeschichtlich so wichtig, daß wir es nachträglich anzuzeigen haben. Ist es doch ein wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte des Handwerks in Verbindung mit der Wirtschafts- und Kulturgeschichte einer kleinen oberschwäbischen Reichsstadt. Dabei werden alle ortsgeschichtlichen Vorgänge in Verbindung gesetzt zu landesgeschichtlichen. Was auf diese Weise zustande kommt, ist eine sowohl im einzelnen genaue wie im ganzen übersichtliche, übrigens auf allen verfügbaren Archivalien aufgebaute, zuverlässige Darstellung zünftischen Lebens, vornehmlich aus der Zeit nach der Neu-

gründung der Zunft im Jahre 1669 bis zur Aufhebung im Jahre 1831, wobei auch die interessante Teilung in eine städtische und stiftische Zunft zur Sprache kommt.

Rudolf Metz, Edelsteinschleiferei in Freiburg und im Schwarzwald, Lahr, 1961, DM 7.80.

Es wird die einstige Schleiferei von Edelsteinen in Freiburg, Waldkirch und im Kinzigtal behandelt und dabei auch ausführlich auf die Herkunft der Rohstoffe sowie den Absatzmarkt eingegangen. In erster Linie gelangten zur Verarbeitung Achat aus dem Saar- und Naheland, Granat aus Böhmen und Bergkristall aus dem Grimsel- und Gotthardmassiv. Ein besonderer Abschnitt gilt der Arbeit des Bohrens, Schleifens und Polierens. Weitere Angaben betreffen die gesamte Gewerbe- und Edelsteinverarbeitung. So ist die kleine Abhandlung, die 150 Anmerkungen und ein ausführliches Literaturverzeichnis umfaßt, ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte des Schwarzwaldes.

Neckarremms, Festschrift, herausgegeben vom Bürgermeisteramt anlässlich der Heimattage 1961. DM 1.-.

Das kleine Werk besteht aus einer Folge von Artikeln zur Ortsgeschichte, großenteils von Heinz Pfizenmayer. Dabei werden Burg und Schloß Remseck, die Kirche St. Michael und Sebastian, die Mühle, die Brücken, die Schule, Schifffahrt und Remsflößerei gewürdigt; sogar der Neckarremser Wein und die Remser Gänse kommen nicht zu kurz. Eine kleine sympathische Heimatgeschichte für jedermann, leicht in der Darstellung und dennoch gut gegründet.

Adolf Herrmann, Barocke Kunst um Ulm, Anton H. Konrad Verlag, Neu-Ulm 1961. DM 5.-.

In 40 Abbildungsseiten und 19 Textseiten wird der Leser mit barockem Land um Ulm bekannt gemacht; Illertissen, Wettenhausen, Günzburg, Witzighausen, Roggenburg, Erbach, Wiblingen, Elchingen, Wullenstetten, Ingstetten und Oberdischingen sind kleine Sonderabschnitte gewidmet, die bei aller Kürze das Wesentliche kunstgeschichtlich zuverlässig behandeln. Das kleine Werk vermittelt in schönen Bildern und guter Sprache Kunstgenuß und Belehrung.

Albert Lauffer, Die Martinskirche in Neckartailfingen, Ev. Kirchengemeinde Neckartailfingen 1961. DM 3.-.

Dieser mit 20 Abbildungen ausgestattete Kirchenführer stellt eine ausgezeichnete Monographie über eines der bedeutendsten Bauwerke der südwestdeutschen Hochromanik dar. Der Verfasser, Pfarrer am Ort, hat sie aus unzähligen aufmerksamen Einzelbeobachtungen, Geschriebenem und Gesprochenem liebevoll zusammengestellt, wobei auch auf die ihm zu verdankende Wiederherstellung der ursprünglichen Schönheit des Raumeindrucks 1956/57 eingegangen wird. *Adolf Schabl*

Karl Heinrich Freiherr v. Neubronner: Die Schicksalsstraße, Roman, 270 Seiten, Ganzleinen, DM 10.80, Gerh. Heß Verlag, Ulm.

Der Autor hat dem schwäbischen Volk im besonderen mit diesem Roman ein kerngesundes, wertvolles Buch geschenkt, das man einmal ohne Bedenken in jede Hand legen darf. Wer bäuerliches Tun, Denken und Handeln kennt, findet hier auf Schritt und Tritt die Bestätigung eigener Beobachtungen. Die Natürlichkeit seiner Schilderungen von Mensch und Landschaft ist bei aller Schlichtheit plastisch und herznah, greifbar nahe, und man meint ihnen irgendwo begegnet oder gar nahegestanden zu haben. Und wer Sinn und Liebe zum Bauernstand hat, der findet hier eine Quelle, welche diese Liebe vertieft. Ohne Freude und Gewinn legt niemand dieses gute Buch zur Seite. *Wilhelm Schick*

Zwei Bücher von Georg Wagner

Württemberg ist oder, wie man heute leider sagen muß, war das klassische Land der Geologie, in dem die Kenntnis der Erdgeschichte weiteste Verbreitung hatte. Eine so volkstümliche, profilierte Geologengestalt, ein so berufener, unermüdlicher und leidenschaftlicher Mittler der geologischen Wissenschaft wie Georg Wagner ist wohl nur in Württemberg möglich, und auch die anzuzeigenden Bücher sind in ihrer Art kaum anderswo denkbar.

Schon 1960 erschien Wagners „Einführung in die Erd- und Landschaftsgeschichte“ im Verlag der Hohenloheschen Buchhandlung Ohringen in dritter Auflage (Preis 59.- DM). Eine erstaunliche Leistung, auch des Verlags (erste Auflage 1930). Das Buch ist kein einfacher Leitfaden, wie man nach dem Beiwort „Einführung“ vermuten könnte. Wagner selbst hat seine „Einführung“ so definiert: Das Buch „versucht, dem neuesten Stand unseres Wissens gerecht zu werden, aber nicht nur Wissen zu stapeln, sondern es auch geistig zu durchdringen, geologisch denken zu lernen...“ Als Mittel dient die Anschauung, die Wagner wie kein zweiter zu geben vermag. Von ihr wird ausgegangen, zugleich dient sie als Beweis, nicht umsonst betont Wagner immer die Notwendigkeit exakter Beobachtung. So enthält der 900 Seiten starke Band 208 Tafeln mit Fotografien, 23 Tafeln mit 629 Zeichnungen von Versteinerungen und vor allem 591 Textbilder (Profile, Karten, Blockdiagramme, graphische Darstellungen, Tabellen usw.). Das Ergebnis ist eine umfassende, sorgfältig belegte, bei aller Gedrängtheit verständlich zu lesende Erdgeschichte nach dem neuesten Stand des Wissens. Die dritte Auflage des Werks wurde durch zahlreiche Ergänzungen erweitert; einzelne Gebiete sind unter Beiziehung von Spezialisten ganz oder zum größten Teil neu bearbeitet worden (Petrographie und Lagerstättenkunde, Geophysik und Erdbeben, Werdegang des Menschengeschlechts, Tektonik, Jura). Nicht umsonst trägt diese Geologie schließlich den Untertitel „mit besonderer Berücksichtigung Süddeutschlands“. Vor allem für die bildmäßige Dokumentation sind Beispiele aus Süddeutschland herangezogen. Vom vertrauten eigenen Raum aus weitet sich der Blick in die gesamte Erdgeschichte.

Erst recht sind die „Raumbilder zur Erd- und Landschaftsgeschichte Südwestdeutschlands“ nur in Württemberg denkbar (Bd. 3 der Veröffentlichungen der Landesbildstellen Baden und Württemberg, Verlag Reprodukt, Schmiden bei Stuttgart, 30.- DM). Der Atlasband enthält 16 Tafeln mit großformatigen, hervorragend gedruckten, farbigen Blockbildern und Reliefkarten, die den geschichteten Bau der südwestdeutschen Landschaft in Verbindung mit dem heutigen Relief sichtbar machen. Wagner gibt dazu eine dichte, klare Einführung und entsprechende Erläuterungen zu den einzelnen Tafeln; die meisterhafte Zeichnung besorgte Adolf Koch. Man kann diese Blätter sehr lange betrachten; sie haben geschichtliche Tiefe, zeigen nicht nur den heutigen Zustand, sondern auch die lebendige Entwicklung der Landschaft. Am deutlichsten wird dies bei den in die Vergangenheit zurückgreifenden Bildfolgen, etwa den drei Reliefdarstellungen, aus denen abzulesen ist, wie die Landschaft in der Eiszeit vor 200 000, 25 000 und 15 000 Jahren ausgesehen hat. Ähnliche Bildfolgen veranschaulichen bestimmte geologische Abläufe (z. B. die Geschichte des Uracher Wasserfalls, das Zurückschreiten des Albtraufs, das Entstehen der Blautallandschaft um die Blautopfquelle). Eine immense Detaillkenntnis steckt in den Blättern; sie sind nicht nur schön und eindrucksvoll, sondern – wie könnte dies bei Wagner anders sein – auch „richtig“. Diese „Raumbilder“ sind kristallisierte Ernte eines langen Geologenlebens; für unser Land werden sie ein einzigartiges Vermächtnis Georg Wagners bleiben. *Otto Linck*

Karl Friedrich Reinhard, 1761–1837. Ein Leben für Frankreich und Deutschland. Gedenkschrift zur 200. Wiederkehr seines Geburtstags, herausgegeben von Else R. Groß, Konrad Wittwer, Stuttgart, 152 Seiten, 8 Abb., DM 6.–.

Das Büchlein ist nicht nur als Jubiläumsschrift verdienstlich, sondern richtig aktuell in der Ära der Annäherung Deutschlands und Frankreichs. Eine gute Kennzeichnung dieses „Wanderers zwischen zwei Welten“, zum mindesten zwischen zwei Vaterländern diesseits und jenseits des Rheines, steht gleich zu Anfang: Reinhard ist eine schwäbische und eine europäische Erscheinung zugleich und der Träger dieses für manche nicht allzu bekannten Namens hat vier Jahrzehnte lang, von 1792 bis 1832, als Diplomat von den ersten stürmischen Revolutionsjahren bis zur Zeit des Bürgerkönigs Louis-Philippe an der politischen Geschichte Europas als eine um ihrer Lauterkeit und Rechtlichkeit willen hochgeachtete Persönlichkeit handelnd und leidend mitgewirkt. Der am 2. Oktober 1761 in Schorndorf geborene Pfarrerssohn hat, ursprünglich Theologe, sich später aus edelster Begeisterung den anfänglichen Idealen der Französischen Revolution, der Menschheitsbeglückung und Menschheitsverbündung, hingegen und hat dann allerdings auch in völliger Hingabe an das Nachbarvolk „sein Glück gemacht“. Freilich ging's dabei oft wunderlich zu. Am 26. Juli 1794 erging Haftbefehl gegen Reinhard von den jakobinischen Schergen, aber tags darauf, am 27. Juli, wurde Robespierre gestürzt und einen Tag später hingerichtet. Reinhard entging also, ähnlich wie Friedrich Oberlin, um Haaresbreite bedrohlicher Todesnot. Und von nun an ging's für R. stetig aufwärts, und bei allen politischen Wandlungen Frankreichs blieb der kenntnisreiche, redliche und wackere Schwabe fast unentbehrlich, blieb obenan wie der ihm befreundete Tailleyrand, der als 82jähriger seinem am 25. Dezember 1837 verstorbenen und auf dem Montmartre beigesetzten Freund und Mitarbeiter Reinhard, dem Grafen und Träger des Großkreuzes der Ehrenlegion und dem Pair von Frankreich eine ehrende Gedächtnisrede hielt. – Das Büchlein ist recht fleißig, geschickt und übersichtlich ausgearbeitet. Nach einem archivalischen Vorspruch von J. C. Rösler folgt dem inhaltsreichen Hauptteil mit vielen Schriftenproben ein zweiter Teil, der „Ministre de famille“ von R. Marquant, Paris; ferner eine reichhaltige Bibliographie von G. Ihme (bei V fehlt Karl Bergers ausgezeichnetes Lebensbild) nebst einer lebensgeschichtlichen Zeittafel. Wertvoll sind auch die Anmerkungen zu beiden Teilen. M. Lohß

Lothringer Volksmärchen, gesammelt und aufgezeichnet von Angelika Merkelbach-Pinck, herausgegeben in der Reihe „Märchen der Weltliteratur“, Eugen Diederichs Verlag, 324 Seiten. DM 14.80.

Als 1926 ein mit schönen Holzschnitten illustrierter Volksliederband, „Verklindende Weisen“ Lothringer Volkslieder, gesammelt und herausgegeben von L. Pinck, erschien, horchten die Freunde des Volksliedes auf: Hier hatte ein Sammler an der Grenze des deutschen Volksraumes noch im 20. Jahrhundert eine Fülle schönster Volkslieder mit ihren Weisen aufzeichnen können. Von 1928–1938 erschienen drei weitere Bände. 1940 erschien ein Band mit Märchen, die Frau Merkelbach-Pinck, die Schwester des Volksliedersammlers, zusammengetragen hatte. Dieser Märchensammlung folgten 1943 zwei dicke Bände „Lothringer Meistube“ (Kunkelstube), die eine Fülle weiteren Erzählgutes bargen. Ein großer Teil der Veröffentlichungen der Geschwister Pinck ist dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen.

Um so erfreulicher ist es, daß 1961 in der bekannten, von Friedrich von der Leyen betreuten Reihe des Eugen Diederichs Verlags „Märchen der Weltliteratur“ Frau Merkelbach-Pinck eine Auswahl ihrer Märchen herausgegeben hat. Darunter finden sich Kostbarkeiten wie „Die sieben Schimmelreiter“, „Das wundersame Kätzchen“, „Das klagende Lied“, alles Märchen, zu denen wir in Grimms Kinder- und Hausmärchen Entsprechungen finden, die aber ihre eigene Note besitzen und die genauso aufgezeichnet wurden, wie sie Frau Merkelbach-Pinck erzählt worden sind. Reizvoll ist der Zusammenhang, den die Sammlerin in ihrem Nachwort aufzeigt: Die bekannte hessische „Viehmännin“ der Brüder Grimm war eine geborene Pierson und die Urenkelin eines aus Metz vertriebenen Hugenotten. Sollte hier mehr als ein Zufall vorliegen?

Frau Merkelbach-Pinck berichtet über ihre Gewährsleute, so wie auch ihr Bruder gewissenhaft seine Säger beschrieben und damit unser Wissen vom Leben des Volksliedes sehr bereichert hat. Jahrelang pilgerte die Sammlerin in winterlichen Fahrten kreuz und quer durch ihre Heimat und spürte ihre Erzähler auf; nicht anders hatte es ihr Bruder gemacht. Die Fülle, die zusammengetragen wurde und die im Europa des 20. Jahrhunderts einzigartig sein dürfte, rechtfertigt die Mühe, die sich die beiden Geschwister gegeben haben. E. Haug

Kalender

Den Schwäbischen Heimatkalender 1963 (W. Kohlhammer, Stuttgart, DM 1.80) hat Karl Götz gestaltet. Er hat das Vermächtnis von Hans Reyhing übernommen und führt den Kalender im Geiste des unvergessenen Kalendermannes weiter; vor allem liegt dem neuen Herausgeber daran, das bewährte Alte mit den Erfordernissen der Gegenwart in Einklang zu bringen. Durch die vielen Beiträge heiterer und ernster Art zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke, daß Natur und Heimat die Wurzelkräfte sind, aus denen auch der Mensch unserer Tage Kräfte schöpft für den Kampf ums Dasein; so ist es begreiflich, daß der Schwäb. Albverein und der Schwäb. Heimatbund den Schwäb. Heimatkalender in seiner neuen Form sich zu eigen machen. Auch der Jahrgang 1963 ist ein treuer Begleiter durch das Jahr, und nicht zuletzt sollte er unserer Jugend in die Hand gegeben werden.

Der Verlag Stähle und Friedel in Stuttgart legt wiederum sein geschätztes Kalender-Trio vor. Der Blumenkalender (DM 4.30) bringt 13 in Offset gedruckte Blumen-Aquarelle von Professor Otto Ludwig Kunz. Der Künstler hat sich mit Liebe in die bezaubernde Welt der Blumen versenkt; die Bilder beglücken den Blumenfreund, der auf der Kalenderrückwand botanische Erläuterungen zu den dargestellten Pflanzen findet. – Der Kalender Maler und Heimat (DM 5.80) ist im Format vergrößert worden (29,5×32 cm); dadurch kommen die sorgfältig ausgewählten und vortrefflich gedruckten Bilder wirkungsvoll zur Darstellung. Die Künstler gehören dem 19. und 20. Jahrhundert an; die Motive sind aus allen deutschen Gauen entnommen, vom Hamburger Hafen bis zum Chiemsee, vom Pfälzer Wald bis zum Riesengebirge. – Der Ski- und Bergkalender (DM 5.20) enthält 36 Meister-Fotos aus der Bergwelt, die den Naturfreund immer wieder mit neuen und großartigen Aspekten in ihren Bann schlägt, mag es sich um einsam verschneite Gipfel oder um lieblich blühende sommerliche Matten handeln. Walter Pause hat auch dieses Mal den Kalender mit sorgfältig ausgearbeiteten Tourenvorschlägen und besinnlichen Betrachtungen bereichert. O. R.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 3027, Städt. Girokasse Stuttgart 16430

Dank und Bitte

Unser herzlicher Dank gilt am Ende auch dieses Jahres allen Mitgliedern, denen wir die Förderung unserer Vereinsarbeit durch Gewinnung neuer Mitglieder zu verdanken haben. Wir führen ihre Namen im folgenden an (wo keine Ortsbezeichnung steht, ist Stuttgart der Wohnsitz).

7 Mitglieder warb Oberbaurat i. R. Walter Kittel, 6 Redakteur Helmut Billig in Kirchheim u. Teck. 5 Mitglieder verdanken wir Fr. Anna Koser in Waiblingen und Kreisbaumeister Erhard Schilling in Backnang. 4 Mitglieder meldeten uns Rektor Otto Conrad in Ludwigsburg und Frau Anna Wengert. 3 Mitglieder brachten uns Herr Manfred Mollenkopf, Herr Werner Nißler in Neckarsulm, Frau Friedel Rentschler in Tübingen und Frau Hedwig Schiefer. 2 Mitglieder warben Dr. Hans Bauer, Fr. Valeria Bein, Herr W. Braun in Calw, Prof. Dr. Werner Fleischhauer, Landeskonservator Walter Genzmer in Sigmaringen, Architekt Dipl.-Ing. Peter Haag in Schorndorf, Notar a. D. Carl Harr, Pfarrer Alfred Heiland, Studiendirektor Erwin Hofmann in Winnenden, Prof. Dr. Hermann Keller, Oberstudienrat Dr. Max Lohß in Schorndorf, Frau Gertrud Rieth in Schornbach, Dr. Oskar Rühle, Frau Hilde Weizsäcker in Eßlingen, Frau von Wiese. Ein Mitglied verdanken wir Justizoberinspektor Bruno Amann in Rottweil, Fr. Liesel Bader, Studienassessor Heinz Bäuerle in Machtolsheim, Forstmeister a. D. Otto Birk in Nagold, Frau Margarete Braun, Professor Walter Brudi, Herrn Felix Burkhardt, Fr. Magda Dieter in Friedrichshafen, Rektor Hans Dreher in Blaubeuren, Herrn Martin Ebinger in Winnenden, Frau Dr. Eglof, Notar a. D. Alfred Eichhorn in Tuttlingen, Frau Anneliese Esche in Leonberg, Fr. Hildgard Frank, Dr. med. Wolfgang Fritz in Waiblingen, Fr. Gertrud Fröhlich, Frau Elisabeth Grauer, Fr. Dorothea Gregori, Dr. vet. Hans Gröner in Calw, Fr. Berta Grüninger, Herrn Karl Haack in Bopfingen, Fr. Anna Haas, Frau Maria Hamann, Herrn Willi Henne in Aalen, Dr. Erich Hermann in Tübingen, Regierungsbaumeister Albert Kaiser, Frau Margarete Kaufmann, Oberstudienrat Dr. Otto Kerlé, Fr. Renate Klaus, Herrn Helmut Kleiner, Fr. Elisabeth Köhler in Tübingen, Herrn Alfred Laun, Herrn Hugo Mangold in Backnang, Herrn Richard Meinel, Frau Margot Müller, Fr. Martha Müller, Herrn Franz Pelz, Fr. Elisabeth Pfeiderer in

Eßlingen, Bezirksnotar Otto Rathgeber, Zahnarzt Richard Renz in Kuchen, Frau Emma Rist, Studienrat Dr. Hans Rommel in Freudenstadt, Stadtbaumeister Wilhelm Saleth in Leutkirch, Oberst a. D. Wilhelm Schnabel in Ellwangen, Prof. Dr. Richard Schmidt, Frau Tilly Strumpf in Leonberg, Herrn Heinz Thierngart, Frau Gretel Thomä, Fr. Elisabeth Tischmeyer, Fr. Irmgard Wagner in Fellbach, Herrn Fritz Warber, Oberlehrer Alfred Weidler, Fr. Emilie Weller, Architekt Gustav Wertz, Herrn Theodor Wiebe, Stadtinspektor Hermann Ziegler, Frau Maria Zoeppritz in Kirchheim u. Teck.

Auch im Jahre 1963 wird das Wachstum unseres Vereines nicht unwesentlich von der persönlichen Einwirkung der Mitglieder auf geeignete Persönlichkeiten des Freundes- und Bekanntenkreises abhängen. Vielen ist der Schwäbische Heimatbund noch unbekannt; ein Zeugnis von der Notwendigkeit und dem Wert seiner Arbeit, nicht zuletzt aber auch ein Hinweis auf das zumutbare kleine Opfer für die Sache, welches der Mitgliedsbeitrag auch in seiner neuen Höhe bedeutet, sowie auf die Vorteile der Mitgliedschaft (Bezug der „Schwäbischen Heimat“ als Vereinsgabe, ermäßigte Teilnehmergebühren bei den Studienfahrten, Pfingsttagen, Ferienwochen und anderen Veranstaltungen) wirkt dabei oft Wunder. Gegebenenfalls sind wir schon für die Mitteilung von Anschriften zum Zwecke der Werbung dankbar. Als Zeichen unseres Dankes führen wir Mitglieder, die mindestens zwei neue Mitglieder im Jahre werben, beitragsfrei, sofern nicht einer Buchgabe der Vorzug gegeben wird.

Jahresbeitrag 1963

Der Jahresbeitrag 1963 (vgl. Heft 4/1962, S. 167, der „Schwäbischen Heimat“) wird, wie alljährlich, durch Zusage einer Rechnung erhoben. Diese gelangt jedoch, in Anbetracht der Erhöhung der Postgebühren, schon in den letzten Tagen des Dezember zum Versand. Wir bitten hierfür um freundliches Verständnis. Wo eine Überschneidung mit bereits erfolgten Zahlungen vorliegen sollte, bitten wir um Nachsicht und Prüfung, ob der eingezahlte Betrag mit dem Rechnungsbetrag übereinstimmt; wir verweisen in diesem Zusammenhang nochmals auf die in der Mitgliederversammlung 1962 beschlossene Erhöhung der Beiträge.